





Д 1004
196A

die Rechte und Stellung der Weiber.

1

R. Heinzen.

die Rechte und S^ererinnⁿ her freiß d wie seinem t zu zäh fchten, und der **Weiber.**

hyrer, geehrte Leserinnen hat die Zeit
älteste Ihres Geschlechts ist e
ihres Geschlechts ist e
d andere Unterdrückte i
en und Nationen lesen, b
in die lange Geschichte

nen und unter den Weibern se
Vorden, welche verlangen, daß die
durch eine Zeit der Freiheit und
entlich in Amerika beginnen die ne
Cuhumanisiren suchen wie die frühe
Athenenwerthe Phalanx zu bilden.

K. H e entlich in Amerita beginnen die neuen
humanistren suchen wie die frühe
Achtenswerthe Phalanx zu bilden.
„ sie ein angemessenes Kampffeld ; e
mpffeld zu vereinigen mit der Ar
so viele Fragen schon erledigt si
cher Kräfte erfordern, ist es für
in Frage der Weiberemanzipat
Demokraten es sich zur Ausg
ffante und vielverspottete Thi
reende Anomalie, für die S
Weiberemanzipation bloß zu 1

New-York

1852

Selbstverlag des Heiglisch offen zu sein mich verbin ich überzeugt, daß ich Preis 25 Gene Berücksichtigung verdienen. Juutiler nebeleben Gedenktag kann, lassen Sie sich, wenn man veden, dadurch bewegen, öff

Über die Rechte und Stellung der Weiber.

von
R. Heinzen.

I.

Adresse an eine unbekannte Leserinn.

Es weht ein Geist der Freiheit durch die Welt, welcher von allen Lügen den Schleier und von allen Kerkern die Dächer wegreißt, um Menschheit zu zeigen, wie viel Wahrheit sie verkannt und wie viel Nasse erdrückt hat. Es ist ein trauriges Geschäft, ihn auf seinem Flug begleiten und die zahllosen Verirrungen der Menschheit zu zählen; es ist eine unabwählische Pflicht, das Geschehene zu berichten und mitzuhalten an der Aenderung dieser versunkenen Welt.

Nicht bloß von den Kerkern vielgenannter Märtyrer, geehrte Leserinn auch von den Kammern ungenannter Märtyrerinnen hat die Zeit verhüllende Dach weggerissen. Mehr als die Hälfte Ihres Geschlechts besteht aus Märtyrerinnen, ja die Geschichte Ihres Geschlechts ist eine fortlaufende Märtyrergeschichte. Und während andere Unterdrückte im Leiden in der flüchtigen Geschichte von Staaten und Nationen lesen, lassen die Weiber die ihrigen nur einreihen in die lange Geschichte Menschheit.

Man hat begonnen dies zu erkennen und unter den Weibern se sind endlich die Kämpferinnen erstanden, welche vorlangen, daß die der Knechtschaft und der Leiden durch eine Zeit der Freiheit und Rechte abgelöst werde. Namentlich in Amerika beginnen die neuen Amazonen, welche die Männer zu humanisiren suchen wie die frühe sie zu tödten suchten, eine sehr achtenswerthe Phalanx zu bilden.

Und eben hier eröffnet sich für sie ein angemessenes Kampffeld; und hier aber ist es auch möglich, dies Kampffeld zu vereinigen mit der Arbeit der Männer. Gerade in Amerika, wo so viele Fragen schon erledigt sind, die in Europa noch die Anstrengung aller Kräfte erfordern, ist es für Männer am Ort, sich mit der wichtigen Frage der Weiberemanzipation zu beschäftigen; gerade hier sollten die Demokraten es sich zur Aufgabe machen, die Erörterung über diese interessante und vielverspottete Thematik zum Abschluß zu bringen. Es ist eine schreiende Anomalie, für die Sexenemanzipation zu schwärmen und die Weiberemanzipation bloß zu lachen.

Ich erfühne mich zu dem Versuch, mein Schärlein zu dem angeregten Werk beizutragen. Ich werde dabei möglichst klar, möglichst radikal, möglichst kurz, möglichst gerecht, aber auch möglichst offen zu sein mich bewegen. Auf jeden Fall, geehrte Leserinn, bin ich überzeugt, daß ich meine Gesichtspunkte aufzustellen habe, die Ihre Berücksichtigung verdienen.

Wer Sie aber auch seien, edle Unbekannte, lassen Sie sich, wenn Ihre Aufmerksamkeit diesen Blättern zuwenden, dadurch bewegen, öff-

lich Ihre Meinung über eine gemeinsame, wichtige Angelegenheit zu sagen. Aber offen, wahr und rückhaltlos, wie es hier geschehen wird. Falsche Scham ist nicht bloß eine Schwäche, sondern auch ein Vergehen, indem sie Dasjenige verdächtigt, was sie zu verhüllen sucht. So lang wir uns noch scheuen, über menschliche Dinge menschlich zu reden, haben wir es noch nicht zu wirklichen Menschen gebracht; so lang wir noch vor lauter „Sittlichkeit“ zu Heuchlern werden, haben wir keinen Begriff von wahrer Sittlichkeit; so lang wir noch die Bildung in der Unnatur suchen, haben wir keine Ursache, uns unsrer Bildung zu rühmen.

Drei Klippen sind es, an welchen die Wahrhaftigkeit unserer Welt, namentlich unserer Männer, zu Schanden zu werden und in die unausstehlichste Heuchelei umzuschlagen pflegt: die Revolution, die Religion und die Liebe. Tausende wollen die Revolution und heucheln Geschlichkeit; Tausende sind ohne Religion und gehen in die Kirche; Tausende schleichen der heimlichen Befriedigung ihrer Geschlechtsbegierde nach und bekleidigen sich äußerlich der größten Eleganz gegen das weibliche Geschlecht. Dem Verfasser dieser Zeilen, schöne Unbekannte, werden Sie keine Heuchelei vorzuwerfen haben. Er hat sich vollständig ausgesprochen in Bezug auf die Revolution; er hat es gethan in Bezug auf die Religion und er thut es jetzt in Bezug auf das Verhältniß der beiden Geschlechter. Unterstützen Sie ihn durch Erwiederung seiner Aufrichtigkeit, helfen Sie ihm die Natur und die Bedürfnisse beider Geschlechter prüfen und demnach die Forderungen feststellen, die das Ihrige zu machen hat. Sie werden mit mir die Genugthuung theilen, daß Der, welcher vor aller Welt und trotz aller Welt seine Ueberzeugung offen und vollständig ausspricht, nicht bloß größer, sondern auch erfolgreicher handelt, als alle Zurückhaltung der Klugheit und alle Heuchelei der Feigheit. Bisher haben fast nur Frauen sich mit der Befreiung Ihres Geschlechtes beschäftigt und sie sind darin nicht sehr glücklich gewesen. Ich hoffe, sie werden die Hülfe der Männer nicht abweisen, die Hülfe der Männer gegen die Männer. Bleibt Ihr Geschlecht allein, so bleibt es machtlos; mit aufrichtigen Freunden aus dem unfrigen vereinigt, wird es die Schwierigkeiten der Befreiung allmälig überwinden. Wohlan, machen Sie den Anfang und erwiedern Sie Offenheit mit Offenheit.

Es handelt sich hier nicht bloß darum, Menschenthum und Rechtsbewußtsein von den Schlacken falscher Moral und roher Befangenheit zu reinigen; auch beschränkt sich unsere Aufgabe nicht darauf, Liebe und Ehe zu retten, die in dieser feilen und frommen Welt gänzlich unterzugehen drohen; es kommt zugleich darauf an, Ihrem Geschlechte eine Perspektive über die Stellung zu eröffnen, welche ihm die Zeit wahrer Freiheit, der unsere Entwicklung entgegenstrebt, in der Gesellschaft anweisen muß. Es wird sich ergeben, daß das Recht, das Glück und die Bestimmung des Weibes noch mehr auf die Erringung der ganzen Freiheit verwiesen ist, als die des Mannes, der wenigstens in dem Kampf um die Freiheit theilweise einen Erfolg für dieselbe findet, und daß das Verhältniß beider Ge-

schlechter zu einander nur auf dem Höhepunkt der staatlichen Entwicklung, von welcher auch Nordamerika noch weit genug entfernt ist, seine wahre Gestalt annehmen kann. Bezeugen Sie mir, schöne Unbekannte, ob ich als Mensch die Wahrheit gesagt und als Politiker nicht getrît habe.

2.

Geschichtlicher Ueberblick über die rechtliche Stellung der Weiber.

In der Regel zieht die Geschichte die Weiber nur sofern in Betracht, als sie gelegentlich in die Geschichte der Männer offenkundig eingreifen. Die weibliche Hälfte der Menschheit pflegt man zu übergehen, wie eine überflüssige Zuthat. Die Weiber sind schwach, sie schweigen, sie dulden, sie revolutioniren nicht und das genügt, um sie der Nichtachtung auszusehen, sie geschichtlich unzurechnungsfähig zu machen. Es wäre von großem Interesse, eine Geschichte der Stellung zu schreiben, welche die Weiber bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeitaltern in geselliger, politischer und literarischer Beziehung eingenommen haben. Ich würde mich diesem Unternehmen unterziehen, fehlten mir dazu nicht die nötige Belesenheit, die nötigen Materialien, und zur Ausbeutung der letztern in dieser aufgeregten Zeit die nötige Muße. Ich begnüge mich daher mit einem kurzen Ueberblick nach spärlichen Notizen und Erinnerungen, um wenigstens den leitenden Gedanken zu unterstützen, daß die Stellung der Weiber, abhängig von dem Standpunkt der Kultur und der Freiheit ihres Volkes überhaupt, erst in derjenigen Zukunft eine ganz richtige und würdige sein könne, welche die Unterordnung des Rechts der rohen Stärke unter das Recht der Humanität wird zur Wahrheit gemacht haben.

Bei der geschichtlichen Rückschau, wobei wir uns nicht stets an die Chronologie, sondern nur an die Kulturstufen der verschiedenen Völker halten können, treten wir zuerst unter die Wilden. Es wird dabei gleich sein, ob wir uns Exemplare aus dem jetzigen Afrika betrachten, oder ob wir uns die ältesten Völker der Geschichte in den Zustand der Wildheit zurückdenken. Die Wilden sind sich überall ziemlich gleich, und daß alle Völker einst im Zustand der Wildheit gelebt haben, bezweifeln sogar Diejenigen nicht, welche glauben, der Mensch sei von einem „Gott“, dem Inbegriff aller Weisheit und Kultur, einst fix und fertig auf die Welt gesetzt worden. Dem Wilden ist die physische Kraft gleichbedeutend mit dem Recht, und da der Mann von Natur mehr physische Kraft und aggressive Leidenschaft hat als das Weib, so ergibt sich die Unterordnung des letztern von selbst. (Bei den Thieren scheint die Natur dies Verhältniß dadurch ausgeglichen zu haben, daß die Weibchen vieler Thierarten größer sind als die Männchen.) Der Wilde gesellt sich die Frau zu, weil sein Geschlechtsbedürfniß sie verlangt, und verfügt über sie, weil er erstärkere ist. Dieses Verfügen geht mitunter so weit, daß der Leib

des Weibes wie ein Möbel behandelt und sogar hier und da durch eine barbarische Schneiderkunst vor fremder Berührung gesichert wird. Bei den meisten Wilden ist das Weib, außer Beischläferinn, zugleich Sklavinn und Lasthier des Mannes. Auch entspricht dem Zustand der Wildheit die Vielweiberei; die Vielmänneri *) dagegen findet sich selten, vielmehr findet sich, als natürliche Folge der Annahmung des Stärkeren, fast überall auf Seiten der Weiber der Ehebruch als Verbrechen behandelt, während ein männlicher Ehebruch gar nicht existirt. Trotz der Vielweiberei übrigens macht sich auch bei den Wilden eine Auswahl, eine Unterscheidung und ein zeitliches Anschließen an eine einzige Person bemerkbar. Rousseau bestreitet dies zwar, indem er behauptet, daß bei dem Wilden jedes Weib gleiche Geltung habe; es ist jedoch tatsächlich nachzuweisen und zugleich durch Abstraktion leicht zu begründen, daß auch der rohste Wilbe Sinn und Unterscheidungsgabe für Vorzüge und ihm entsprechende Eigenschaften dieses oder jenes Weibes, so wie das Bedürfniß habe, sich mit der Bevorzugten enger zu verbinden. Auch die Analogie der Thiere spricht hierfür, da bei vielen Thieren eine völlig ausschließliche, eheliche Verbindung wenigstens für die Zeugungsperiode besteht. Warum auf diese Thatsachen besonderes Gewicht zu legen, wird bei Besprechung der Ehe klar werden.

Auf den Zustand der Wildheit folgt derjenige der ersten Kulturordnung, in welchem der Mensch sich ansiedelt, sich ein Familienleben bildet und danach das Weib mehr als Familienglied, aber natürlich ohne alle Selbstständigkeit, figurirt. Sie bleibt vielmehr trotz der Familienstellung völlig unfrei, wird in einem Harem eingeschlossen und eifersüchtig bewacht. Sie vertauscht die offene Sklaverei mit der heimlichen; sie bleibt nach wie vor Werkzeug des Mannes, nur nach bestimmteren Regeln und Gesetzen eines äußeren Anstandes. Im Harem tritt die Bevorzugung Einzelner, die schon bei den Wilden bemerkbar wird, bestimmt hervor, obwohl sie auch hier nicht eine eigentliche Ehe herbeiführt. Dieser Zustand ist übrigens ein spezifisch orientalischer. Doch bestanden im Orient so vielartige Erniedrigungen der Weiber, daß sich ihre soziale Stellung nicht mit einem Wort bezeichnen läßt. Bei den Babylonierin wurden die heirathsfähigen Mädchen auf den Markt gebracht, von den Männern wie andere Waaren untersucht und angesteigert. Auch war es Gebräuch, daß sich jede Frau im Tempel der Mylitta gegen Geld, das die Paffen erhielten, den Fremden hingeben mußte. Bei den Persern schaffte Zoroaster die Vielweiberei ab, nachdem die Haremswirtschaft ihre höchste Blüthe erreicht hatte. Bei den Juden bestand bekanntlich auch Vielweiberei und Weiberhandel. Der Mosaische Preis für ein hübsches Weib war etwa ein Friedrichsdor. Wollte sich der Mann des Weibes entledigen, so stieß er sie vor die Thüre.

*) Sie soll eine Zeit lang bei den alten Medern bestanden haben und heutiges Tages nur noch auf der malabarischen Küste zu finden sein.

Die folgende Stufe zeigt uns das Weib als selbstständige Hausfrau in freierer Bewegung und höher geachtet. Die homerischen Darstellungen werfen auf diese Stufe das beste Licht. Die Frau ist nicht mehr bewacht, wie im Harem, wo der Mann sie nach Lust und Laune besucht, sondern sie hat auch freien Zutritt zum Manne. Sie hat das Department des Innern, ist die Wirthin des Hauses und macht den Gästen gegenüber die Honneurs. Aber trotz dieser günstigeren Stellung führen die Rechte, welche dem Weibe eingeräumt sind, nur im Interesse und Willen des Mannes, nicht in einer eigentlichen sittlichen Anerkennung. Die Rechlosigkeit der Weiber ging vielmehr auf dieser Stufe noch so weit, daß die Söhne die Befugniß hatten, ihre Mütter beliebig zu verheirathen; die Männer nahmen sich beliebig Beischläferinnen u. s. w.

Eine weitere Entwicklung bezeichnete der Übergang von der Privatverfügung über das Weib zur öffentlichen, zur politischen Verfügung. Mit einem wahrhaft klassischen Despotismus gingen in dieser Beziehung die Spartaner voran. Bei ihnen verschwand jede Rücksicht auf die Natur, auf die Menschlichkeit, auf die Sittlichkeit, auf die Freiheit, vor der Rücksicht auf denjenigen Staat, den Lykurg in's Leben gerufen zu haben scheint, um zu zeigen, daß die Menschen einem energischen Geist das Material zur Realisirung jeder Uebertreibung abgeben können. Den Spartanern dienten die Weiber nur zur Erzeugung von Kindern, von jungen Spartanern. Ließen sich die Kinder durch eine Mühle oder eine andere Maschine zur Welt bringen, die Spartaner hätten die Weiber abgeschafft, um an ihrer Stelle Staats-Kindermühlen einzuführen. Dem rein politischen oder patriotischen Zweck gemäß, welcher nur kriegerische Männlichkeit und roh republikanische Abhärtung verlangte, erhielten bei ihnen die Weiber eine durchaus männliche Erziehung, und damit sie ja vor der Gefahr bewahrt blieben, die Männer zu verweicheln und durch ihre Reize zu viel zu beschäftigen, wurden sie nach der Verheirathung zur Wollfabrikation abgerichtet und wie Fabrikinstrumente behandelt. Das Weib als Weib existierte in Sparta nicht; das Weibliche war vielmehr sein Fehler und dieser Fehler wurde korrigirt durch Barbarismus. Eine eigentliche Ehe kannten die Spartaner nicht. Die Männer durften die Frauen nur auf wenige Minuten besuchen: es galt nur, Kinder zu zeugen. Schwache oder alte Männer führten vermöge ihres Verfügungsberechts ihren Frauen tüchtige Kinderzeuger zu und wenn eine Frau besonders gefiel, der fragte, nicht sie, sondern ihren Mann um die Erlaubniß, mit ihr ein „edles Kind“ zu erzeugen — Alles den Staatszwecken gemäß, welche jede andre Rücksicht verdrängt hatten und die Frage nach der Existenz einer freien Neigung des Weibes gar nicht aufkommen ließen.

Waren die Spartaner, von deren Freiheitssinn uns unsere Schul Lehrer so viel vorgeschwärzt haben, wirklich frei? Sie gehorchten keinem Despoten, aber sie despotisierten sich selbst. Frei können nur Menschen sein und die Spartaner waren keine Menschen. Sie opferten den Men-

schen dem lykurgischen Bürger und machten nebenbei die Heloten zu Sklaven, um zu beweisen, daß sie auch nach Außen die Freiheit nicht menschlich, sondern nur spartanisch auffassten. Ein Volk, das alles natürliche Gefühl mit Füßen tritt, um ein künstliches Staatsgebäude darauf zu gründen, kann, wenn es seine Unabhängigkeit nach Außen hin auch noch so standhaft behauptet, nur als warnendes Exempel, nie als Muster dienen. Besser, es hätte nie existirt, als um den Preis, seine Kinder zu morden, seine Weiber zu entwürdigen und die Ueberwundenen zu Sklaven von Sklaven zu machen. Die Spartaner liefern das klassischste Beispiel derjenigen Verirrung, welche der Begeisterung für einen politischen Zweck den Zweck aller politischen Strebens, nämlich das Menschliche, opfert, weil sie die menschliche Natur nicht um Rath fragt. Die Weiber sind, so lang die Welt steht, die Opfer dieser Verirrung auf der einen, und der sultaniichen Röheit auf der andern Seite gewesen und es ist zweifelhaft, ob sie sich mehr über die Sultane oder über die Spartaner zu beklagen haben.

Eine mildere und humanere Form nahm die Behandlung des Weibes bei den zivilisirteren, ästhetischeren Atheniensern an. Aber von einer eigentlichen Anerkennung des Weibes war selbst bei demjenigen Volke keine Rede, welches das Ideal des schönen Geschlechts in der Liebesgöttin verehrte, welches die Liebe am Menschlichsten unter allen Völkern auffasste, welches die schönste, mit den anziehendsten Liebesromanen geschmückte Mythologie ausbildete, und welches in seinen Poesien die weiblichen Vorzüge oft mit dem klarsten Bewußtsein darstellte. Auch bei den Atheniensern war der Staat gewissermaßen Despot; der Staat, durch seinen Gegensatz gegen das feindliche Ausland noch besonders hervorgehoben, war die weltliche Gottheit, welcher Alles zum Opfer gebracht wurde, was nicht zu ihren Priestern gehörte, und diese Priester waren natürlich die Männer, zu den Opfern gehörten die Weiber. Auch die Athenienser sahen den Staat als Zweck, nicht als Mittel zu Zwecken auf; sie machten ihn zum Gegenstand einer Religion statt zu einem bloßen Rahmen der Gesellschaft. Ueberdies war der Staat, die Republik, beständig in Frage gestellt, bald durch inländische, bald durch ausländische Tyrannen. Wer aber rettete den Staat, wer war zu seiner Rettung berufen? Diejenigen, welche von Natur die nöthige Kraft, die kriegerische Leidenschaft besaßen! Wer waren diese? Die Männer! Folglich — waren die Weiber weniger fähig, weniger berechtigt und weniger werth als die Männer! Eine solche Logik bildet sich in der Praxis ganz natürlich aus, wenn sie auch nicht ausdrücklich festgestellt wird, und das „Recht des Stärkeren“ ist ihr ganzes Geheimniß.

Weiber, die sich durch Geist oder Tugenden auszeichneten, waren war bei den Atheniensern hoch geachtet und die Anerkennung der ausgezeichnetesten Männer war ihnen jedenfalls gesichert. Aber Aspasia waren auch in Athen nicht zahlreich und solche Ausnahmen, welche das gesellige Leben darbot, milderten nicht die ungünstige Stellung,

welche den Weibern die Gesetzgebung und der allgemeine Begriff anwies. Schon die Eintheilung, welche man mit ihnen (wie zum Theil auch mit den Männern) vornahm, läßt einen Schlüß auf ihre Abhängigkeit und Rechtlosigkeit thun. Sie bestanden bekanntlich aus drei Klassen: den Sklavinnen, den Freigelassenen (aus welcher Klasse gewöhnlich die Hetären hervorgingen) und dann aus den freigeborenen Athenienserinnen. Es versteht sich von selbst, daß die beiden ersten Klassen eine untergeordnete Stellung auch der letzten Klasse gegenüber einnahmen. Aber den Männern gegenüber waren selbst die Freigeborenen halbe Sklavinnen. Die solonischen Gesetze liefern für ihre Stellung den besten Maßstab. Sie erkennen weder ein Recht noch eine Neigung des Weibes an. Väter, Brüder und Vormünder konnten ihre Töchter, Schwestern und Mündel beliebig verloben. Die Verwandten reicher Erbinnen hatten das Recht dieselben gerichtlich als Ehefrauen zu verlangen, um die Reichtümer in der Familie zu behalten. Starb ein Mann ohne Kinder, so hatten die nächsten Verwandten das Recht auf sein Vermögen. Frauen, Töchter und Schwestern, die man auf einer „unehrbaren“ Handlung ertappte, durften von ihren Vätern und Brüdern als Sklavinnen verkauft werden. Ausschweifungen des Mannes nebenbei galten dagegen nicht für Chebruch. Solon sagt: „nimm ein einziges eheliches Bürgerkind zum Weibe, um Kinder zu zeugen“. Damit erschöpft er seinen ganzen Begriff von Ehe und ehelicher Sittlichkeit. Er hätte sagen können: „nach unsern Gesetzen und Begriffen ist die Beschränkung der legitimen Kinderzeugung auf das eheliche Verhältniß zwischen dem Mann und der freigeborenen Frau nöthig; nebenbei kann aber der Mann Hetären halten, so viel ihm beliebt. Die Frau übrigens würde eine Nebenliehaberei mit der Freiheit oder mit dem Leben büßen.“

Unter den Athenern war es auch eine Zeit lang Brauch, die Frauen zu verleihen. So soll sogar Sokrates seine Xantippe dem Alkibiades geliehen haben, wozu er freilich nach den Berichten, die über diese Dame kursiren, keiner besondern Selbstüberwindung bedurft haben kann.

Die in Bezug auf die Weiber wahrhaft barbarischen solonischen Gesetze gingen größtentheils aus patriarchalischen Begriffen hervor. Nach ihnen waren unter Anderm. auch Ehen innerhalb der Familie erlaubt, wenn der Patriarch sie genehmigte oder anordnete, und das Recht des Familienhauptes ging so weit, daß der Vater über Leben und Tod seiner neugeborenen Kinder entscheiden, oder sie der Familienrechte völlig berauben konnte.

Es ist von Interesse, hier von den Ansichten der griechischen Schriftsteller über die Weiber und ihre Stellung, sowie über die Ehe Notiz zu nehmen. Es mögen daher einige sprechende Stellen, und zwar nicht aus Dichtern, sondern aus politischen oder philosophischen Prosaikern, eingeschaltet werden.

Demosthenes sagt sehr bündig und ächt solonisch: „Die Ehefrau ist

ein Werkzeug zur Erzeugung rechtmäßiger Kinder und zur Besorgung des Hauswesens". Die cynisch-staatsmännische Geringsschätzung, die der größte Redner in diesen Worten ausspricht, lässt einen sehr klaren Blick in die damaligen Begriffe von Recht und Würde des Weibes thun.

Thukydides ist der Meinung, „diesejenige Gattin verdiente das höchste Lob, von der man außerhalb des Hauses weder Gutes noch Böses höre“ — also gleichsam eine häusliche Pflanze, eine vegetirende Staubwächterin, die ihrem Mann als „Werkzeug“ so gut wie möglich dient, sich sonst aber um nichts zu kümmern hat. Diese Meinung ist dem Thukydides häufig nachgebetet worden und man hat dabei übersehen, daß man einen Unfuss und eine Barbarei in Einem Worte nachbetete.

Xenophon denkt zwar ziemlich human über die Weiber, aber doch erscheinen sie ihm als Wesen, deren sich die Männer aus Neigung oder Mitleid gleichsam annehmen. Seine Ansicht über ihre Inferiorität drückt er in seinem „Gastmal“ durch den Satz aus: „Zeus hat die Weiber, die er geliebt, in der Klasse der Sterblichen zurückgelassen, die Männer aber, denen er zugelassen war, hat er unter die Götter erhoben.“ Vielleicht ließe sich sein Beweis durch die Galanterie umstoßen, daß liebenswürdige Weiber der Erhebung unter die Götter nicht erst bedurft haben.

Aristoteles denkt höher als Xenophon. Er sagt u. A.: „die leitende Klugheit ist dem Mann, als Führer, zuzuschreiben. Alle übrigen Tugenden sind beiden Geschlechtern gemein. Die Frau ist dem Mann untergeben, aber dennoch frei, und das Recht, einen guten Mann zu erhalten(!), kann ihr nicht abgesprochen werden. Sie gibt den Stoff her, den der Mann verarbeitet.“

„Die Frau ist durchaus nicht als Mittel zu selbstischen Zwecken des Mannes zu betrachten.“

„Die Gatten sollen gemeinschaftlich für ihren Unterhalt sorgen. Sie gehen einander zur Hand, sie bringen ihr Eigenthum zusammen, ihre Verbindung beruht auf gemeinschaftlichem Nutzen und Vergnügen.“

Aristoteles verlangt, daß der Mann zur Vertheidigung seiner Frau Gut und Blut einzehne und ihr treu und standhaft anhange bis in den Tod. In Bezug auf die Keuschheit legt er dem Manne gleiche Pflichten wie der Frau auf.

Am Meisten hat sich mit den Weibern Platon beschäftigt. Er stellt viel Widersprechendes und Extravagantes auf. Das Hauptsächlichste von Dem, was hier in Betracht kommt, ist in Folgendem zusammengedrängt und zeugt mitunter von einer so rohen Auffassung des geschlechtlichen Verhältnisses, daß man kaum begreift, wie der poetische Platon dazu gelangen konnte.

Das oberste Prinzip im Menschen, die Vernunft, ist nach ihm bei Mann und Weib gleich, aber die unter der Leitung der Vernunft stehenden Kräfte und Fähigkeiten sind physisch wie psychisch beim Weibe schwächer, mithin ist dasselbe weniger fähig, sich der Vollkommenheit zu nähern, die aus einer Harmonie aller Kräfte hervorgeht. (Die Logik dieses Be-

weises läßt sich vielleicht durch folgendes Beispiel klar machen. Der Habicht und die Taube sind beide gleich klug, aber der Schnabel und die Klauen der Taube sind weit schwächer als die des Habichts. Folglich ist die Taube als Taube nicht so vollkommen wie der Habicht als Habicht. Man sieht, auch Platon legt an die Eigenschaften des Weibes nicht den menschlichen oder weiblichen, sondern nur den männlichen Maßstab, eine widersumige Annahme, die auch jetzt noch alle Tage zum Vorschein kommt. Platons Standpunkt zeigt sich noch deutlicher in der Phantasie (im „Phädrus“), daß Männer, die ein verworfenes Leben geführt, nach dem Tode Weiber werden — ein schlechtes Kompliment für das Geschlecht, von dem Goethe sagt: „das ewig Weibliche zieht uns hinan.“)

In der „Republik“ dagegen sagt Platon: „die Weiber sind körperlich etwas schwächer als die Männer, übrigens aber zu allen Geschäften eben so geschickt wie sie. Damit sie zur Anwendung ihrer Fähigkeiten in Stand gesetzt werden, müssen sie die Erziehung der Jünglinge erhalten, nicht schamhaft ihren Körper bekleiden, gemeinschaftliche Übungen mitmachen“ u. s. w. „Ich verlange eine gleiche Bestimmung für die Weiber wie für die Männer.“ (Es fehlt bloß, daß Platon es für die Bestimmung des Weibes erklärt, ein Mann zu werden. Vielleicht ist er es, der die Verirrung in Gang gebracht hat, als Zweck der Emanzipation des Weibes die Verleugnung der Weiblichkeit und die Nachlässigung der Männer anzusehen). Übrigens muß völlige Weiber gem einschaft herrschen, kein Weib darf einem Einzelnen allein angehören. (Die Weiber sind also vollständig Eigentum der Männer.) Auch darf kein Sohn einen besondern Vater anerkennen. Alle müssen öffentlich mit einander schmausen und beisammen wohnen. Der Staat leitet — und dies ist das non plus ultra von Röhheit — offizielle Paarungen solcher Personen ein, die am geeignetsten zur Kinderzeugung zu sein scheinen. Ist die Zeugung geschehen, so geht man wieder auseinander (— eine formelle Beschälerordnung). Die Kinder werden von Staatswegen erzogen, ohne daß sie ihren Müttern bekannt sind, so daß diese in der allgemeinen Kinderstube bald ihre eignen, bald fremde Kinder säugen. In Platons Republik gibt es kein Eigentum und keinen Eigennutz. Er ist der Großvater der Kommunisten. Anderwärts stellt er wieder andere Grundsätze auf.

Man sieht aus vorstehenden Auszügen, daß selbst die ausgezeichnetesten Schriftsteller des humansten Volkes der Geschichte es zu keiner ganz würdigen Vorstellung, keiner ganz freien Auseinandersetzung und keiner vollständigen Gerechtigkeit in Bezug auf die Natur und Stellung des Weibes gebracht haben. Sogar Aristoteles, der unter allen die würdigsten Grundsätze aufstellt, bringt es nur gleichsam zu einem konstitutionellen Standpunkt, auf welchem er dem Weibe eine „berathende“ Stimme bei dem regierenden Manne und einen Anteil am „Bermögen“ zugestehst, ohne an ein selbstständiges Recht desselben nur zu denken. Es kommt überall nur als Eigentum oder Anhängsel des Mannes, nirgendswo als

selbstberechtigtes Wesen zur Sprache. Sie alle beurtheilen das Weib nur als Männer, Staatsmänner, Griechen, nicht als Menschen. Das Weib aber ist gerade die unverfälschte Repräsentantin des Neumenschlichen, das weder von Staatsverhältnissen noch von Nationalitäten alterirt werden darf.

Als die griechische Freiheit untergegangen war, wuchs das Ansehen der Weiber und der Sinn für die Verehrung derselben. Aber diese Verehrung war eine falsche, und ein Produkt verschlechterter Verhältnisse. Die Männer hatten jetzt nicht mehr die frühere Bedeutung, folglich kamen die Weiber ihnen mehr gleich zu stehen; die Männer waren jetzt nicht mehr so viel durch den Staat in Anspruch genommen, folglich konnten sie sich mehr den Weibern zuwenden; die Männer waren jetzt ihrer öffentlichen Bestimmung beraubt, folglich suchten sie Ersatz in der häuslichen Welt. Auch bietet sich den Weibern in Monarchien, worin sie als Spielzeug der Höfe und als Favoriten der Despoten Bedeutung gewinnen, reichliche Gelegenheit dar, durch Intrigen und Maitressendienste sich eine falsche Geltung zu verschaffen. Auf sie fällt die Gunst des Despoten und von ihnen strahlt die Gunst und Herrlichkeit weiter nach unten aus. So bildet die Erhebung der Weiber den natürlichen Gegenpol gegen die Demuthigung der Männer und diese kommen in solcher Demuthigung eben so natürlich von früherer Misshandlung der Weiber zu jenem übertreibenden Liebeslustus und jener sinnlosen Galanterie, wie sie namentlich von Alexandrien aus sich über die griechische Welt verbreitete.

Von den Griechen gehen wir zu den Römern über. Diese behandelten die Weiber ächt spartanisch, nur mit einem noch grelleren Anstrich von Härte und Nohheit, wie er dem strengen Wesen des Römerthums entsprach. Gerade in der besten Zeit der römischen Republik war die Frau nicht viel mehr als die Sklavinn des Mannes*). Sie war vollständig sein Eigenthum, er erworb sie durch förmlichen Kaufkontrakt und durch Verjährung. Was sie hatte und erwarb, gehörte ihm. Er hielt Familiengericht über sie und konnte sie sogar mit dem Tode bestrafen.

Kato der Ältere drückt seine Achtung vor dem schönen Geschlecht durch die Worte aus: „wenn jeder Hausvater nach dem Beispiel der Vorfahren sein Weib in der ge h ö r i g e n U n t e r w ü r f l e i t zu erhalten strebte, so würde man öffentlich mit dem ganzen Geschlecht nicht so viel zu schaffen haben.“

Die Ehebrecherinn konnte bei den Römern vom Mann auf der Stelle umgebracht werden; auf Seiten des Mannes aber war der Ehebruch

kein Vergehen. Später übrigens änderte sich dies. Unter Augustus wurde der Ehebruch des Mannes so gut bestraft wie der des Weibes. Es entsprach in gewissem Sinn dem Kaiserthum, sich der Weiber anzunehmen. Auch mochte man in der Strenge gegen die herabgekommenen Männer ein Mittel gegen die drohend hereinbrechende Sittenlosigkeit zu finden glauben.

Auf die Zeiten der Republik folgte die Zeit der Kaiser und der Sittenlosigkeit, vielleicht der größten, die je existirt hat. Man suchte jetzt in Ausschweifungen aller Art, womit die Despoten in ihrer Langeweile vorangingen, Entschädigung für die verlorne Freiheit und den unterbrochenen Thatenverkehr. Zu Ausschweifungen aber sind Weiber nötig und was man nötig hat, läßt man gelten. Die Geltung, welche die Weiber in Zeiten der Sittenlosigkeit erlangen, ist eben so wenig eine Genugthuung für sie, wie diejenige, welche sie als Spielzeuge der Höfe zu finden pflegen. Zur Zeit der römischen Kaiser, wo die Männer entnervt waren, mußte das Ansehen der Weiber sich natürlich heben. Eine Menge ausgezeichneter Damen spielten bedeutende Rollen an den Höfen und herrschten durch ausgemergelte Despoten die Völker. Darin aber lag keine Entschädigung für die Nechlosigkeit des Geschlechts, und daß es einst eine Julia, Messalina, Agrippina, Poppaea, Faustina &c. gegeben, kann dem weiblichen Geschlecht eben so wenig zur Genugthuung gereichen, wie daß die spätere Zeit eine Katharina, eine Pompadour, eine Dü Barry, eine Lola &c. hervorgebracht hat.

Der Rückschlag gegen die Übertreibungen der Sittenlosigkeit und sinnlichen Verkommenheit unter den römischen Kaisern erfolgte durch das Christenthum, durch die Religion des Mannes, der von keinem Manne gezeugt, von einer Jungfrau geboren worden sein und keinem Weibe bewohnt haben soll. Eine Religion, welche die Menschheit aus der lebendigen Welt auf das tote Jenseits verwies, welche den Werth des Irdischen d. h. des Wirklichen vernichtete, welche das Menschenthum in spiritualistischen Phantasien und Schwärmerien auflöste, mußte an die Stelle der Sinnlichkeit Unsinlichkeit, an die Stelle der Genüßsucht Aszese, an die Stelle der Zügellosigkeit Unnatur einführen. Der einen Übertreibung die andere entgegensehend, machte das Christenthum Unsin zu Vernunft und Unnatur zu Tugend. Wenn die Römer unsittlich waren durch Unmäßigkeit, so waren es die Christen durch Enthaltsamkeit. Was im Besondern die Weiber betrifft, so war die Zeit der Heuchelei, der Unterdrückung und falschen Auffassung ihrer Natur schon angefündigt in der Geschichte einer Frau, die einen Sohn geboren hätte ohne Zustum eines Mannes und die Funktionen des männlichen Geschlechts den Tauen und Geistern übertrug. Das von den Pfaffen vollens zur Musterlehre der Unnatur und Heuchelei gemachte Christenthum ist eine wahre Kriegs predigt gegen die Geltung des weiblichen Geschlechts, denn was das Weib wahrhaft zum Weibe macht, ist dem Christenthum größtentheils ein Abscheu. Mag auch Christus Ehebrecherinnen und Magda-

*.) Zwar war es zu Zeiten Gebrauch, daß die Braut beim Eintritt in das Haus des Mannes sagen mußte: ubi tu es Cajus, ego Caja sum (d. h. wo du Herr bist, bin ich Herrin); aber dieser Gebrauch scheint nur die Bedeutung einer Galanterie gehabt zu haben. Sein bloßes Bestehen, d. i. das Bedürfniß desselben deutet vielleicht schon auf die Voraussetzung des Gegenthels Dessen hin, was jene Worte glauben machen wollen.

senen begnadigt haben, seine Ursprungsgeschichte, seine Enthaltsamkeitsmoral, seine Anweisungen auf den Himmel und die Nachwirkungen der mosaischen Barbarei, welche das Christenthum durchdringen (es ist ekelhaft, diese Dinge weitläufig zu behandeln*), bereiten den Weibern ein Loos, das sich nur auf Unnatur, Unsinnt und Barbarei zurückführen lässt.

Die Lehren der Unnatur, welche zunächst dahin führten, das Weib zu meiden, führten folgerecht in der auftauchenden Röheit des Mittelalters dazu, das Weib zu verfolgen und zu misshandeln. In einem Konzil zu Macon (im 6. Jahrhundert) wurde (trotz der Adamsrippe) weitläufig darüber gestritten, ob die Weiber Menschen seien. Dies mag einen Begriff von der damaligen christlichen Aufschauungsweise und Humanität geben. Obwohl man solchergestalt am Menschenthum der Weiber zweifelte, erkannte man es doch nach und nach im Geheimen so eifrig an, daß trotz dem Christenthum im 10. und 11. Jahrhundert die Sittenlosigkeit auf einen Grad stieg, welcher den Pegel im Pfus der römischen Kaiserzeit darum vielleicht noch überragte, weil er zugleich durch die ekelhafteste Heuchelei und die frommste Röheit bezeichnet und erhöht war. Man legte den Weibern, denen man doch so eifrig zusprach, in christlicher Delikatesse und Apprehension etwas Verunreinigendes und Unheiliges bei, verbot den Armuten sogar das Vergnügen, das Altartuch zu berühren, und machte ihnen zur Pflicht, beim Abendmal Handschuhe anzuziehen. Dafür, daß man sie nicht entbehren konnte, rächte man sich dem Christenthum zu lieb dadurch, daß man sie erniedrigte. Es war den Ehemännern durch Gesetze erlaubt, ihre Weiber zu schlagen und sogar zu verwunden, wenn sie dabei nur nicht gelähmt oder verstümmelt würden. Der Vater durfte seine Tochter selbst nach der Verheirathung thäglich häutigen. In der Stadt Bourbon durfte der Ehemann seine Frau ungestraf't todschlagen, wenn er schwur, daß es ihn von Herzen gereue — Alles in Folge der humanen Begriffe, welche jene naturwidrige Lehre erzeugt hatte, die eine naturwidrige allgemeine Menschenliebe predigte und dafür die natürliche Geschlechtsliebe zum Verbrechen mache. Die Schuflichkeiten, denen die Weiber in Klöstern, Pfaffenbordellen und Inquisitionsanstalten ausgesetzt waren, wollen wir ganz übergehen **).

*) Wer als gläubiger Christ das alte Testament liest und das Weib aus einer Rippe des Mannes entstehen sieht, wird dasselbe leicht nicht bloß als ein Supplement sondern auch als ein Eigenthum des Mannes ansehen lernen. Welcher Mann wird nicht ein Antrecht auf das Produkt seiner Rippe zu haben glauben?

**) Die Ehe war den christlichen Pfaffen nur ein nothwendiges Nebel; der offene Geschlechtsverkehr ein Abscheu, daher Tölibat, Mönchsleben u. s. w. Einige suchten das Höchste in der Christlichkeit dadurch zu leisten, daß sie sich geradezu entmanneten, andere Pfaffen aber gingen im Gegentheil solcher Liebhaberei so weit, daß sie sich das jus primae noctis offen zuwigneten und mit dem christlichsten Eifer geltend machten. Chen, die auf diese Weise eingeweiht wurden, sollen besonders gesegnet gewesen und beständig vom heiligen Geist umschwebt worden sein. Bei einem Nachdenken wird das erklärlich, und es wäre

Von der andern Seite legen wir auch kein Gewicht darauf, daß in gewissen Zeiten des Mittelalters einzelne Weiber als Künstlerinnen, Schriftstellerinnen u. s. w. Geltung erlangten. Sie erlangten sie nur gleichsam als Nester des Mönchthums. Sie galten als Nonnen, nicht als Weiber.

Nachdem die christliche Misshandlung und Misshandlung der Weiber bis zum Extrem gelangt war, begann sie im 12. und 13. Jahrhundert den Rückzug bis zum entgegengesetzten Extrem, bis zur Verhimmung und zum Göhndienst. Somit kommen wir in die Zeit jener edlen Ritter, die im einen Augenblick als räuberische Wegelagerer ihre Nebenmenschen todschlugen und im andern als seufzende Paladine vor ihrer Huldinn auf den Knieen lagen. Daß diese Mondfälber auch in einer späteren Zeit den Damen als Musterbilder der Männlichkeit erscheinen konnten, haben wir jenen verstandlosen Romantikern zu verdanken, welche das Wesen der Poesie in Widersprüchen gegen die Vernunft suchen. Es müßte sonst jedem Kinde eingelehnt haben, daß ein Mensch, der von oben bis unten aus Röheit bestand und dessen Studium nur auf Reiten und Todschatzen ging, keiner wirklichen edlen Neigung zu einer Frau fähig sein könnte, mögte er auch durch die Modeübertreibung einer geckenhaften Galanterie zu der Überspanntheit gelangen, sich für seine Huldinn beliebig aus der Welt schaffen zu lassen. Wie zart die Empfindungen dieser Helden in der Praxis waren, beweist u. A. die Thatsache, daß sie nicht selten, wenn sie sich Todschatzens halber von Hause entfernten, ihrer „edlen Frauen“ ein massivgeschmiedetes Schloß zur Erleichterung eines leuschen Lebenswandels an den angebeteten Leib legten.

Was die Ritter als Liebhaber, das waren in mancher Beziehung die Minnesänger u. s. w. als Liebesdichter. Da handelte es sich selten um poetische Einleidung wirklicher, vor der Vernunft Stand haltender Empfindungen, sondern in der Regel nur um versifizierte Übertreibungen einer erkünstelten Erregung, um der herrschenden Mode zu genügen. Wie man Galanterie und Todschatzer als stereotype Unterhaltung trieb, so handwerkte man auch in der Unterhaltung, diese Künste zu besingen. Eine wirkliche Anerkennung und Schätzung konnten die Weiber nicht finden in einer Zeit, worin die Männer den höchsten Ruhm in der Kunst suchten, einander von den Pferden zu rennen oder sonst die Hälse zu brechen.

In späterer Zeit zieht namentlich in Frankreich die Stellung der Frauen die Aufmerksamkeit auf sich. Dort nahm dem Volkscharakter gemäß auch die Ritterlichkeit einen geistreichen Ausdruck und eine gräßiore Gestalt an, und von der ritterlichen Galanterie, welche dem Herzog de la Roche Faucault die Verse (über Madame de Longueville) eingab:

Pour meriter son coeur, pour plaire a ses beaux yeux
J'ai fait la guerre aux rois, je l'aurais faite aux dieux —

auch wunderbar, wenn der heilige Geist nur ein einziges Mal Neigung verspürt haben sollte, sich zu dem Geschlecht herabzulassen, das ihn so dankbar verehrte.

ging die Liebe zu den Frauen durch allerlei Phasen der Raffinerie und Frivolität hindurch bis zu jenem geistreichen Verhältniß über, worin zur Zeit der „schönen“ und „starken“ Geister die Minons und ihre Liebhaber ihr höchstes Glück fanden. Allein auch dieses Verhältniß, auf welchem so oft der Abglanz des Hoflebens lag und das kleinen Maßstab für die durchgängige Stellung der Weiber abgeben kann, war selten ein ganz wahres und befriedigendes, überdies nur ein auf gewisse Kreise beschränktes. Es wurde dadurch nur im geselligen Leben eine Sphäre geöffnet, in welcher man Entschädigung für die Entbehrungen des politischen Lebens finden mußte, während die vollständige politische und soziale Freiheit gleichsam die Lust sein muß, in welcher die Blume der Liebe sich entfaltet.

In der französischen Revolution konnte sich kein bestimmtes Verhältniß für die Frauen herausbilden. Sie spielten zwar eine große Rolle darin, so wie denn das französische Volk überhaupt die meisten ausgezeichneten Weiber aufzuweisen hat, aber es fehlten auch in Frankreich die theoretischen und geschicklichen Vorarbeiten, welche die Grundlage einer neuen Stellung des schwächeren Geschlechts bilden konnten, und überdies ging der Revolutionskampf sehr bald in die napoleonische „Heldengeschichte“ über, in welcher natürlich die Weiber durch Soldaten und Waffen in den Hintergrund gedrängt wurden. Das Soldatenthum hat für die Frauen keine andere Stellungen als die der Huren und Marketenderinnen.

Nach der napoleonischen Zeit haben, wie wir wissen, die Weiber wie die Männer, in Zuständen der Halbheit, der Bewußtlosigkeit, der Rechtlosigkeit, der Prostitution und der Philisterei ihr Dasein hingebracht. Der Rechtszustand der Weiber ist noch immer mit drei Worten zu bezeichnen: sie sind gebuldet, benutzt und beschützt, so weit und so lang die Männer es für gut finden *), und müssen stets hinter den Forderungen und Fortschritten derselben ungefähr eben so weit zurückbleiben, wie ihre physische Stärke hinter der männlichen zurücksteht. Sie sind, wenn auch die über Alterthum und Mittelalter hinweggeschrittene Zeit humanere Sitten oder Formen erzeugt hat, doch noch fast in allen Beziehungen den Männern gegenüber oder im Vergleich mit den Männern rechtlos, und in tausend Fällen, wo der Mann sich emanzipiren darf und kann, bleibt für das Weib die Emanzipation eine Sünde oder Unmöglichkeit. Die bisherige Geschichte der Weiber kann also eigentlich nur eine Geschichte ihrer Rechtlosigkeit sein und deshalb darf man sich nicht wundern, daß die Männer unterlassen, sie zu schreiben. Ein Fortschritt kündigt sich an durch das größere Bedürfniß der Freiheit, welches die Weiber zu erkennen geben. Vielleicht hat es in keiner Zeit so viele Weiber gegeben, welche eine

*) Es braucht bloß daran erinnert zu werden, daß in dem „freien“ und christlichen England die Männer noch die Befugniß haben, ihre Weiber öffentlich zu verkaufen. Unter den Schwarzen haben sie den Sklavenhandel abschafft und in ihrer Mitte ist er noch legitim.

Emanzipation ihres Geschlechts verlangen, als in der unsrigen, und dies ist das erste Erforderniß, die Emanzipation zu erreichen. Es kommt zunächst darauf an, daß Emanzipationsbedürfniß allgemein zum Bewußtsein zu bringen und klare Anschauungen zu verbreiten, sowohl über das bestehende Unrecht wie über das zu erringende Recht. Zu diesem Zweck wird diese Schrift, welche vorläufig die Hauptgesichtspunkte möglichst kurz zusammenfaßt, hoffentlich das Thige beitragen.

Die Stellung der Weiber ist heute, wie immer, mit der ganzen Verlettung der politischen, der sozialen, der ökonomischen, der religiösen Verhältnisse verknüpft. Es ist daher nöthig, die verschiedenen Zwecke und Bedingungen einer Emanzipation der Weiber ins Auge zu fassen, was im Folgenden durch eine kurze Beleuchtung der herrschenden Begriffe und Verhältnisse geschehen soll. Zuvörderst muß der allgemeine Zweck und Bereich der Emanzipation mit Bezug auf die Natur und die Bestimmung des Weibes mit einigen Worten besprochen werden.

3.

Emanzipation des Weibes.

Die Emanzipation des Weibes ist viel verspottet worden und zum Theil mit Recht. Man hat sie nämlich in der Regel so aufgefaßt, daß ihr eine Verkenntnis der weiblichen Bestimmung, eine Abstreifung der weiblichen Natur und ein Hinüberstreben in das Gebiet der Männlichkeit zum Grunde gelegt wurde. Und diese Auffassung (wir haben sie im vorigen Kapitel schon bei Platon gefunden) ist sehr häufig durch Frauen selbst herbeigeführt oder unterstützt worden, indem sie ihre Emanzipation durch Nachäßung männlicher Neuerlichkeiten und durch unweibliche Schattierung darzuthun suchten. Die Emanzipation, um die es sich hier handelt, hat es aber weder mit Cigarrenraucherinnen und Spornträgerinnen, noch mit Jägerinnen und Amazonen, noch mit Gelehrtinnen und Blaustrümpfen, noch mit Diplomatinnen und Königinnen zu thun. Ich denke, es ist keine Beleidigung für die Weiber, wenn man sie nur bei den Manifestationen wahrer Menschlichkeit, ächter Bildung und reiner Vernünftigkeit am Platze findet. Man würde sonst dahin gelangen, die Mannweiber als Ideale aufzustellen. Es gibt aber nichts Widerwärtigeres auf der Welt, als ein Mannweib, und sollte es auch sein Maskulinum durch den Glanz einer Krone verherrlichen lassen. Die gepriesene Elisabeth von England war ein wahres Monstrum von einem Weibe und es ist zum Verwundern, daß diese „jungfräuliche“ Heuchlerinn nur einen einzigen Geliebten gefunden hat.

Wie gesagt, die Hauptverirrung bei Betreibung der Weiberemanzipation hat bisher darin bestanden, daß man das Weib zum Manne, und sogar zum Mann der bisherigen Entwicklung, also gelegentlich sogar zum Soldaten, hat erziehen wollen, statt sein Menschen- und Bürgerrecht nach Maßgabe seiner Natur dem Mann gegenüber zu emanzipieren und dieser Natur einen freieren Kreis der Entwicklung und des Wirkens einzuräumen. Weil bisher der Mann allein sich geltend machen konnte,

glaubte man die Geltendmachung des Weibes auf männlichem Gebiet beginnen lassen zu müssen. Mit solcher Emanzipation ist aber am Allerwenigsten dem weiblichen Geschlechte selbst gedient. Man stelle sich nur den umgekehrten Fall vor, daß nämlich der unterdrückte Mann durch weibliche Erziehung und durch Zuweisung eines weiblichen Wirkungskreises emanzipirt werden sollte. Ohne richtige Auffassung und strenges Festhalten der weiblichen Natur muß das Emanzipationsstreben nothwendig zu Verirrungen und Lächerlichkeiten führen. Man hört so manches Weib den Wunsch aussprechen, ein Mann zu sein. Keine würde auf solche unnatürliche Verzweiflungswünsche verfallen, wenn sie die Gelegenheit und Freiheit hätte, ganz Weib zu sein.

Wenn das Weib die Schranken seiner Natur und Bestimmung überschreitet, so findet es in der Vorstellung keinen erhöhten Standpunkt, auf den es sich stellen könnte. Ein Mann, der seine Sphäre zu überschreiten trachtet, gerath wenigstens in ein Gebiet, in welchem die Phantasie ihm zur Vergrößerung oder Verherrlichung einen übermenschlichen Charakter beilegt: man nennt ihn einen „Giganten“, einen „Dämon“, einen „Gott“. Das Weib aber findet, wenn es seinen Kreis durchbricht, keine höhere Stufe, als diejenige, die der überschreitende Mann verläßt, es bringt es immer nur zu einer Nachahmerinn des — Mannes. Der Mann verliert, wenn er sich überhebt, höchstens seinen Namen, das Weib zugleich sein Geschlecht. Zum „Gott“ oder zur „Göttin“ bringt das Weib es nur, wenn es strebt ganz Weib zu sein. Eine Potenzirung mit Hülfe männlicher Eigenschaften macht das Weib zu einem Monstrum. Wir Männer haben euch Weibern nichts zu überlassen, wodurch ihr euch verbessern, verschönern und veredeln könnet; alles Gute, Schöne und Edle tragt ihr in eurem reinmenschlichen Herzen, eurem feinen Gefühl, und eurem empfänglichen Geiste. Austauschen können und müssen wir unsre Eigenschaften, vertauschen nie!

Wenn wir von Emanzipation des Weibes reden, kann es sich also nicht von Verwischung der geschlechtlichen Grenzen handeln. Vielmehr sollen und müssen diese Grenzen streng festgehalten, aber so abgesteckt sein, daß der Mann nicht in das Gebiet der Weibes unbefugter Weise eingreifen kann. Die Frau soll nicht seine Gefangene, seine Magd und sein Werkzeug, er nicht ihr Vormund, ihr Herr und ihr Benutzer sein.

Bisher hat das Weib nur gegolten als Ergänzung und Beigabe des Mannes. Der Mensch für sich, der selbstständige Mensch, das freie Individuum ist im Weibe nie anerkannt worden. Das Weib soll zum Mann gehören; die Frage, warum nicht auch der Mann zum Weibe gehören sollte, fällt keinem ein. Für den Mann wird es erzogen, für den Mann soll es leben, vom Mann erhält es den Namen, vom Mann wird es „genommen“, vom Mann ernährt, vom Mann verpflichtet, vom Mann bewormundet, vom Mann gestrafft, vom Mann benutzt und vom Mann im Stich gelassen.

Der Mann gilt als Mensch, das Weib nur als Appendix dieses Men-

schen; das Weib ist aber mehr Mensch, als der bisherige Mann, und das Menschenrecht hat kein Geschlecht. Wenn jener französische Redner sagt, das Gesetz sei Atheist, so läßt sich auch sagen, das Recht sei ein Neutrumb. Bisher aber ist das Recht immer männlichen Geschlechts gewesen. Die Männer haben das Recht, die Männer die Moral, die Männer die Pflichten, die Männer das Gesetz gemacht und sie haben redlich dafür gesorgt, daß das Weib von Allem möglichst ausgeschlossen wurde.

Aber, wird man sagen, du hast erklärt, die Schranken der Weiblichkeit solle festgehalten werden, und doch willst du gleich von vorn herein das Weib in die Sphäre des Mannes einführen? Dies geschieht nur scheinbar. Das Weib soll am Staats- und Geschichtsleben keinen andern Anteil haben, als den seiner Natur entsprechenden; aber wenn das Staats- und Geschichtsleben bisher so roh und gewaltthätig war, daß nur die männliche Natur und Kraft die Hauptarbeit derselben verrichten konnte, so folgt daraus weder für die Vergangenheit, daß der geringere Anteil, den die zartere Natur des Weibes am Geschichtsleben nothgedrungen nur haben konnte, einen Maßstab für dessen menschliche Berechtigung abgeben mußte, noch folgt daraus für die Zukunft, daß die Arbeiten des Geschichts- und Staatslebens immer so roh und gewaltthätig bleiben werden, wie sie bis jetzt waren, daß also die Beteiligung des Weibes an demselben immer die nämlichen Schwierigkeiten finden werde.

Die Hauptarbeit der bisherigen Geschichte, diejenige rohe Vor-Arbeit, welche bisher die meiste Kraft und lediglich männliche Eigenschaften in Anspruch nahm, zugleich aber, der Vernunft zur Schande sei es gesagt, die glorreichste Bedeutung verlieh, war die Morderei im Großen, war der Krieg. Diese Arbeit konnte allerdings von den Weibern nicht verrichtet werden; die Erfolge, der Ruhm und das Verdienst derselben wurde daher auch ihnen nicht zu Theil. Die Männer trieben das Mordhandwerk allein, mußten ihrer Natur gemäß es allein treiben, und Dasjenige, was unterdessen die Weiber ihrer Natur gemäß thaten, wurde Ihnen nicht in gleicher Weise als Verdienst angerechnet, wie den Männern das Morden. Die Weiber blieben also zurückgesetzt und rechtlos, weil sie nicht — mordeten. Man denke sich den Krieg aus der Geschichte weg oder das zarte Geschlecht so kriegstauglich wie die Männer, und die ganze Stellung der Weiber ist mit einem Male völlig geändert. Bei den kriegerischen Völkern galt das Weib am Wenigsten und die Abschaffung des Krieges ist die Befreiung des Weibes.

Es ist also im Grunde hauptsächlich das Uebergewicht der physischen Kraft und der kriegerischen Leidenschaft, was den Männern das Recht gegeben, die Geschichte und den Staat für sich allein in Besitz zu nehmen. Dieselben Eigenschaften kommen, außer im Krieg, auch in andern Zweigen der Geschichts- und Staatsarbeit mehr oder weniger zur An-

wendung, so daß, wohin wir blicken, die physische Kraft und die kriegerische Leidenschaft, welche den Weibern fehlen, eine hervortretende Rolle spielen. Aber liegt hierin ein Rechtsgrund, die Weiber als Menschen und als Bürger für minder berechtigt zu halten, als die Männer? Hängt das Recht von der Größe der Gallblase, von der Stärke der Gliedmassen, von der Dicke der Knochen, von der Härte der Muskeln, von der Grobheit der Fäuste ab? Und ließ sich dem Weib da kein Recht zum „Rathen“ einräumen, wo es nicht mit „thaten“ konnte, mußte man ihm deshalb auch da alles Recht vorenthalten, wo es zunächst befreiigt und völlig kompetent war? Weil das Weib kein Kommando im Felde führen kann, darf es deshalb kein Stimmrecht in seiner Angelegenheit haben? Weil das Weib nicht Gensd'arm sein kann, darf deshalb der Ehemann es mit Gensd'armen in sein Haus zurückholen lassen, wenn es dem Unleidlichgewordenen entflohen ist? Weil das Weib nicht Gerichtsvollzieher sein kann, darf ihm deshalb ein Gerichtsvollzieher mit Gewalt die Kinder entreißen, die es geboren, um sie dem verhafteten Vater zuzuführen, der sie mishandelt? Weil das Weib nicht Finanzminister sein kann, muß deshalb der Mann sein finanzieller Vormund sein? Weil das Weib nicht Gelehrter und Philosoph sein kann, soll ihm deshalb die Bildung ein verbotenes Feld sein? Weil das Weib, mit einem Wort, nicht Mann sein kann, muß es deshalb weniger Mensch und Bürger sein, als der Mann? Ich gebe zu, daß außer der physischen Kraft und der kriegerischen Leidenschaft auch noch andere, Geistes- und Charaktereigenschaften den Mann in hundert Stellungen zur Geschichtsarbeit befähigen, wo das Weib nicht einzugreifen im Stande ist. Aber dies kann um so weniger Einfluß auf das Recht der Weiber haben, da die Sphäre derselben in reinmenschlicher Beziehung unendlich reicher an Verdienst um die Gesellschaft ist, als die der Männer.

Die Demokraten behaupten, die Würde und das Recht des Menschen bestehet in seiner Selbstbestimmung und er habe nur Gesetze zu gehorchen, an deren Feststellung er selbst befreit gewesen. Ganz recht. Aber gehen die Staatsgesetze bloß die Männer an? Warum sollen die Weiber Gesetze gehorchen, die ohne ihr Zuthun gemacht sind? Gibt es bloß eine „Menschenwürde“ und eine „Selbstbestimmung“ für die Männer, nicht für die Weiber? Millionen Weiber leiden unter dem Zwang unserer nichtswürdigen Ehegesetze, und die Weiber sollen von der Verathung solcher Gesetze ausgeschlossen bleiben? Ist ein Gesetz, das die Männer den Weibern diktieren, weniger Gewaltthat, als ein Gesetz, das ein Despot den Männern diktirt? Ob die Männer das Weib in „demokratischen“ Versammlungen rechlos machen, oder der Despot die Männer im Kabinetsrath, das kommt in rechtlicher Beziehung ganz auf Dasselbe hinaus; und wenn eine sogenannte Regierung ein Volk, das sie durch alle mögliche Mittel im Zustand der Verdummung erhält, für unreif zur Freiheit erklärt, so ist eine solche Erklärung eben so gerechtfertigt, wie wenn die Männer die Weiber im Zustand der Hüflosigkeit erhalten und ihnen des-

halb die Fähigkeit zur Theilnahme am Staatsleben absprechen. So lange die Weiber also nicht mit den Männern gleiche politische und bürgerliche Rechte haben, um, so weit ihre Fähigung und ihr Interesse reicht, sich geltend zu machen, fehlt an der Konsequenz der Demokraten noch ein gutes Stück. Die Denkart eines Mannes über die Weiber kann ganz füglich als Maßstab seiner Fähigung zur Freiheit und Humanität betrachtet werden. Wer den Weibern nicht gerecht ist, predigt die Nohheit und adoptirt den Despotismus. Die tägliche Erfahrung lehrt es ja auch, daß sich Diejenigen durch geistige oder sittliche Nohheit am Meisten auszeichnen, welche die Emanzipation des Weibes nur mit Hohn oder Verdammung zu behandeln wissen.

Durch die vorstehenden Bemerkungen wird im Allgemeinen hinreichend zu verstehen gegeben sein, worauf es bei der Emanzipation des Weibes hauptsächlich und zunächst ankomme. Das Weib soll also nicht zu Funktionen und Stellungen erzogen oder genötigt werden, wozu es nicht geeignet ist, denen es vielmehr seine Natur opfern müßte; aber es soll auch nicht deshalb, weil es zu gewissen Funktionen nicht geeignet ist, seiner Menschen- und Bürgerrechte beraubt bleiben. Es bleibt platterdings keine andere Wahl, als entweder die weibliche Hälfte des Menschengeschlechts vollständig zu bevormunden wie Kinder und zu beherrschen wie Sklavinnen, oder den Weibern eine entsprechende Einwirkung auf die Wahrnehmung ihrer Rechte und Interessen einzuräumen. Für das Erste kann und wird sich kein Mann entscheiden, der nicht vollständig in Nohheit und Begriffslosigkeit gefangen ist; es bleibt also nur das Letzte übrig. Aber wie diese Neuerung realisiren? Sie erscheint nur deshalb so schwierig, weil sie eben eine Neuerung und ihr namentlich nicht durch entsprechende Erziehung vorgearbeitet ist. Es kommt zunächst darauf an, die richtigen Grenzen der weiblichen Beteiligung am öffentlichen Leben abzustecken. Welches Weib wird verlangen, Kriegsminister, Finanzminister, Polizeiminister, Marineminister u. s. w. zu werden? Ziehen wir also die Grenze, 1) um diejenigen Gebiete, in welchen die Grundsäge des allgemeinen Menschenrechts, abgesehen von aller geschlechtlichen Unterscheidung und Fähigung, gewahrt und gepflegt werden, 2) um diejenige öffentliche Wirksamkeit, zu welcher das Weib vermöge seiner Natur eben so gut oder besser befähigt ist als der Mann, 3) um diejenigen Gesetze, Maßregeln, Institutionen, welche das Weib vorzugsweise betreffen. Werden diese Gebiete richtig abgesteckt, was im Laufe der Zeit keine Schwierigkeiten haben kann, so ist auch dem Weib der angemessene Theil an der Einwirkung auf seine Angelegenheiten leicht zuzumessen. Die zweite Schwierigkeit ist, die geeignete Art seiner praktischen Beteiligung am Staatsleben zu bestimmen, ohne es seinem nächsten weiblichen Wirkungskreise zu entfremden oder es an eine unwiebliche Rolle zu gewöhnen. Diese Schwierigkeit hebt sich zunächst durch Delegation solcher Frauen, welche durch Talent und Stellung zu öffentlicher Thätigkeit besonders befähigt sind, durch Zusammenwirken mit geeigneten Männern, durch be-

sondere Staats- und Gesetzgebungskommissionen für weibliche Angelegenheiten u. s. w. Wären aber diese Schwierigkeiten größer, als sie wirklich sind, ist einmal der Grundsatz als richtig festgestellt, daß die Weiber als Menschen das Recht haben, mit freier Selbstbestimmung zu handeln, so muß dieser Grundsatz auch realisiert werden.

Zuerst kommt also die politische Emanzipation des Weibes, d. h. die Einsetzung desselben in seine politischen Rechte, so daß es die Freiheit und die Gelegenheit erhält, seine Interessen ohne Vormundschaft der Männer im Staate zu wahren.

Außer dieser Emanzipation aber gibt es noch die konventionelle, die moralische, die ökonomische, die religiöse u. s. w. zu erstreben, wobei es sich immer nur darum handeln kann, die Freiheit und das Recht des Weibes innerhalb der von der weiblichen Natur gesteckten Grenzen festzustellen und gegen die Uebergriffe und Gebote der Männer zu schützen oder die Abhängigkeit des Weibes von dem Willen der Männer aufzuheben, so wie endlich das Weib zur freien Betätigung seiner wahren Natur durch alle Hilfsmittel in Stand zu setzen.

Diese verschiedenen Punkte werden im Folgenden einzeln zur Sprache kommen. Es ist dabei zu bemerken, daß die politische Emanzipation der Hauptpunkt war, um welchen es sich den Männern gegenüber auch im freiesten Staate handelt, während z. B. die religiöse, die ökonomische Emanzipation eine Frage ist, welche auch für den größten Theil des männlichen Geschlechts noch fast überall zu lösen bleibt, also eine mehr gemeinschaftliche Angelegenheit. In Bezug auf die Weiber nimmt aber dennoch jede einzelne Frage eine besondere Gestalt an, weshalb es sich auch der Mühe verlohnt, sie einzeln zu beleuchten.

Es liegt schon in früheren Andeutungen ausgesprochen, daß die Freiheit und Geltung der Weiber in demselben Maße wachsen müsse, worin die rohe Kraft der Männer ihren Werth verliert. Je näher also die Zeit rückt, wo die Entscheidungen durch die Gewalt sich in Entscheidungen nach dem Recht umwandeln, wo die Kriege als Barbareien besiegt werden, wo die Kraft der Hände sich nur noch gegen die Natur richtet und auch in diesem Kampfe großenteils durch die Kunst der Maschinen überflüssig gemacht wird u. s. w., desto mehr wird der Mann der humanen Stellung genähert werden, auf welcher das Weib gleichsam abzuwarten scheint, bis der Wilde sich ausgetobt und die Fähigkeit erlangt hat, ein Wesen als frei und berechtigt anzuerkennen, dem die Kraft fehlt, seine Freiheit und sein Recht zu erzwingen. Das Weib repräsentirt von vorn herein gleichsam das Menschliche, und der Mann wird gewissermaßen nur in sofern Mensch, als er sich dem Weibe nähert. Ein großer Theil von dem, was bisher für „männlich“ gegolten, ist weiter nichts als Barbarei. Die rohe Kraft, welche ein bloßes Mittel bei der Wegbahnung der Geschichte war, hat man als ein Prinzip und einen dauernden Zweck anzusehen sich gewöhnt. Man hat daher für das Höchste gehalten, was man später für das Niedrigste erklären wird, und die Weiber werden sich daran

gewöhnen müssen, daß mancher „Held“, den sie als ein Ideal der Männlichkeit verehrten, später als ein simpler Todtschläger oder Raufbold erscheinen wird.

Aus diesen Andeutungen über den natürlichen Weg, auf welchem schon die Geschichte das Weib seiner Emanzipation theilweise entgegenführt, folgt indessen keineswegs, daß das Weib in bloß zuwartender Stellung der Zukunft entgegen zu sehen habe. Es muß vielmehr überall darauf hingewirkt werden, daß die Weiber durch Bekehrung an den Zeltkämpfen der emanzipirenden Geschichte zu Hilfe kommen, und darf daher auch nicht unterlassen, ihr Rechts- und Sittlichkeitsgefühl durch Verührung selbst der widerwärtigsten Seiten des Lebens aufzuregen. Sie werden dann zu einem vollständigen Überblick über ihre Lage und ihre Ansprüche gelangen. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheile man besonders die zunächst folgenden Kapitel.

4.

Passive Prostitution der Weiber.

Das Weib hat die bittere Genugthuung vor dem Manne voraus, daß zwischen den verschiedenen Stellungen, die es in der Poesie und im Leben einnimmt, eine weit größere Kluft liegt, als zwischen allen Stellungen, die für ein männliches Wesen erdenklich sind. In der Poesie als Ideal vergöttert und im Leben unter das Thier erniedrigt, mag das Weib darüber nachdenken, wie viel ihm zu vergüten sei, um die Kluft zwischen seiner Erniedrigung und seiner Vergötterung auszufüllen. In der That, zwischen dem erhabensten Manne der Geschichte oder der Dramatik und dem niedrigsten Sklaven der Bagno's oder der Plantagen ist bei Weitem nicht ein so großer Abstand, wie zwischen einer Laura oder Heloise und einer Prostituirten der Straßen oder der Bordelle.

Das Weib hat eine doppelte Aufgabe der Befreiung. Zunächst trägt es mit den Männern das gemeinsame Joch des herrschenden Drucks; ist dieses Joch aber abgeworfen, so bleibt ihm das besondere Joch noch übrig, welches ihm das männliche Geschlecht aufgelegt hat. Im Mann ist bloß der Mensch zu unterdrücken und zu befreien, im Weibe zugleich das Geschlecht.

Der Despot macht den Mann zum Sklaven durch Unterdrückung, aber selbst dieser Sklave macht das Weib zur Unterrsslavinn durch Kauf. Selbst für den Sklaven ist noch die Möglichkeit gedenkbar, den rein menschlichen Theil des Lebens zu retten. Ein Weib aber im Zustande der Prostitution ist Sklave und Unmensch zugleich. Das Weib ist zur Liebe geboren und es versenkt sein Herz in den Pful des Lasters; das Weib ist zur Mutterschaft geboren und Mutter zu sein wird ihm ein Abscheu; das Weib ist zur Gattinn geboren und von dem Glück einer Gattinn hat es nie eine Ahnung. So ist das Weib im Zustande der Prostitution. Fürwahr, seine Liebe zu verkaufen ohne Wahl und ohne Liebe, das ist die tiefste Stufe der menschlichen Wegwerfung. Wenn alle Weiber die Ex-

niedrigung empfanden, die das Loos von Millionen ihres Geschlechts ist im Zustande der Prostitution, das ganze Geschlecht müßte sich empören und einen Geschlechtskrieg beginnen, wie es bis jetzt National- und Religionskriege gegeben hat.

Der Weg, auf welchem das Weib zu solcher Erniedrigung gelangt ist, bezeichnet auch den Weg, sich aus ihr zu befreien. Zuerst kam die Gewalt, welche das Weib zwang, sich auch dem verhaftesten Manne zu ergeben. Als Sklavinn und als Zierde des Harems war sie anfangs eine bloße Beute des Raubs. Das Uebergewicht der physischen Kraft, die Gewalt, war es zunächst, was das Weib zum Werkzeug und rechlosen Gegenstand machte. Diese Gewalt verwandelte sich, auch den Männern gegenüber, in die politische, in die der Fürsten, und wurde als solche zugleich Gegenstand der Verehrung. Die Männer verehrten sie als Unterthanen, die Weiber als Werkzeuge der Wollust. Die Ehre, welche ein Weib sich angethan glaubt, wenn ein Despot sie zur Maitresse nimmt, ist weiter nichts als eine Fortsetzung der Unterwürfigkeit, womit früher die Sklavinn dem Todtschläger sich ergab.

Zunächst durch die Gewalt vom Manne abhängig gemacht, geriet das Weib in doppelte Abhängigkeit, als die steigende Kultur die Erhaltung der Existenz erschwerte. Das Weib existierte nicht bloß für den Mann, sondern auch durch den Mann, der vermöge seiner physischen Kraft und seines energischeren Geistes die Wege zur Beschaffung der Existenz- und Luxusmittel bahnte. Und als die Kultur so hoch stieg und die Ungleichheit in den ökonomischen Verhältnissen sich so weit ausbildete, daß selbst ein großer Theil der Männer keine oder nicht zureichende Existenz- und Luxusmittel mehr schaffen konnte, wurde der von ihnen abhängige Theil des weiblichen Geschlechts völlig hülfslos, völlig abhängig. Das hülfslose Weib, von dem hülfslosen Manne auf sich selbst verwiesen, aber durch Erziehung und Verhältnisse gleich wenig befähigt, sich selbst zu helfen, gab das Einzige her, was es hatte, es verkaufte seinen Leib. Es verkaufte ihn Anfangs aus Hunger, dann zur Erlangung von Luxus- und Vergnügungsmitteln. Und dieses Loos, ursprünglich durch die Gewalt vorbereitet und dann durch die Noth entschieden, ist jetzt für Millionen ein förmlicher Beruf geworden. Die Prostitution ist ein wahres Industriesach geworden, das seine Lehrmeisterinnen und Lieferantinnen wie seine Wissenschaft und seine Handelsartikel aufzuweisen hat. Sie ist zugleich ein erbliches Verderbniß, das sich von der Mutter auf die Kinder vererbt und ganze Klassen aus einer Generation in die andere verfolgt, indem der Mangel an Existenzmitteln mit dem Mangel an Erziehungsmitteln Hand in Hand geht.

Schon aus medizinischen Rücksichten (da die Frauen schwächere Nerven haben als die Männer) will ich es unterlassen, ein in's Einzelne gehendes Gemälde des Schicksals zu entwerfen, welchem namentlich in großen Städten so viel Tausende, und unter diesen ein großer Theil schon im zartesten Alter der Jungfräulichkeit, überliefert werden. Was die

Phantasie Gemeines und Ekelhaftes zu ersinnen vermag, das erbuldet, das kultivirt ein großer Theil des weiblichen Geschlechts aus Noth und für Geld. Alle Bedenken, welche Gefühl oder Sinneneindruck im einzelnen Fall entgegenzustellen haben, werden überwunden durch Noth und durch Geld, und man denke sich das schönste, liebenswürdigste Mädchen der Welt in die Kammern der Bordelle versetzt, so trifft man vielleicht die Wahrheit, wenn man die Bitternde die Ausübung ihres Berufs beginnen läßt in den Armen eines siebenzigjährigen Geripps, das alle fünf Sinne zugleich zur Empörung bringt, das aber durch Geldbesitz in Stand gesetzt ist, seine erstorbenen Lebensgeister aufzustacheln zu lassen durch eine jugendliche Schönheit für — eine doppelte Prämie!

Nun aber, ihr Frauen, die ihr schaudert beim Lesen solcher Dinge, glaubt ihr, die Prostitution sei bloß zu Hause in jenen Winkeln, worin jeder Alt der Wollust seine Tare hat? Blickt euch um in eurer Standesumgebung und ihr werdet finden, daß der Kreis der Prostitution Tausende von Familien mit einschließt, welche beim Nennen des Wortes Bordell sich bekreuzen. Wenn ein Mädchen aus Noth sich verheirathet oder aus Spekulation verheirathet wird, ist das weniger Prostitution, als wenn sie aus Noth sich verkauft oder aus Spekulation verkauft wird? Sie verkauft sich durch die Heirath freilich nur an einen Einzigen, aber die Unsitlichkeit ihres Verhältnisses ist dadurch nicht aufgehoben. Diejenigen Weiber gehören, wenigstens in gewissen Ständen, zu den Seltenheiten, die ein Jahr nach der Verheirathung sich noch sagen können, daß ihr Ehemann wirklich noch der Mann ihres Herzens sei, und dies Geständniß ist weiter nichts als ein Geständniß der Prostitution. Die meisten Heirathen sind das Produkt von Geld- und Standes-Rücksichten *), oder Nothmittel, das gänzliche Verfehlen der geschlechtlichen Bestimmung in der ersten Stunde noch zu vermeiden. Ist aber die Ehe in der Regel bloße Versorgungsanstalt, so wird sie, einmal geschlossen, durch die Gesetze zugleich auch zur Zwangsanstalt, welche die Prostitution verewigt und die Neue fruchtlos macht.

Es wird keiner weiteren Ausführung bedürfen, um darzuthun, daß die Quellen der Prostitution, welcher der größte Theil des weiblichen Geschlechts versallen, die staatliche Unfreiheit und die ökonomische Abhängigkeit, also jene engverschwisterte Doppeltyrannei ist, welche den größten Theil der Menschheit unter die Füße einer herrschenden und schwelgenden

*) Wohin die jetzige „Ehe“ ausarten kann, läßt sich durch die widerwärtigsten Beispiele darthun. Ich wähle nur Eins. Unter den Aristokraten des Kantons Zürich besteht die sittliche Sitte, daß die Frauen wo möglich nur zwei Kinder zur Welt bringen. Sie nennen dies das Zweikindersystem. Um dies System, welches wahrscheinlich der Bespaltung des Vermögens vorbeugen soll, aufrecht zu erhalten, muß die Frau nach der Geburt des zweiten Kindes das Bettel des Mannes melden. Die fursenden Gerüchte lassen nicht vermuten, daß sie auch andere Männer melden. Gewiß aber ist es, daß die Männer um so eifriger die Häuser der Prostitution frequentiren, und man meint, dies verstehe sich ganz von selbst. Es ist „republikanisch“.

Minorität wirft. Die Aufhebung der Prostitution ist also nur möglich nach Erringung der ganzen Freiheit und nach gerechter Regelung der sozialen Verhältnisse, worüber weiter unten die Rede sein wird. Friedrich Wilhelm IV. und sogar fromme Leute in Amerika sind freilich anderer Ansicht. Sie glauben die Prostitution an der Quelle zu ersticken, wenn sie die unglücklichen Bewohnerinnen der verrufenen Häuser durch Gendarmen aus den Thoren jagen oder ins Gefängniß führen lassen. Der Glaube macht „seelig“. Wenn er doch auch sittlich, vernünftig und menschlich mache! Es ist schrecklich, daß die Geschichte mehr Opfer des Mangels an Erkenntniß nöthig macht, als sie durch die erlangte Erkenntniß Menschen zu beglücken pflegt. Wie viel Millionen werden schon in Elend und Erniedrigung verkommen sein, wenn man endlich zu der Erkenntniß gelangt, daß weder Polizei noch Kirchenzucht Uebel zu bannen vermögen, die ein nothwendiges Resultat unsrer rechtlichen und ökonomischen Zustände sind! Und was ist leichter, als diese Erkenntniß, wenn man den Willen hat, mit der Faulheit des Denkens die Verstocktheit des Egoismus abzulegen!

In Nordamerika gibt es für die Prostitution noch eine besondere Stütze, welche in Monarchien nicht zu finden ist. Ich meine die Sklaverei. Im weitern Sinne ist Prostitution jeder Mißbrauch, der mit der Freiheit, dem Gefühl und den Eigenschaften eines Menschen getrieben wird. Wo solche Prostitution ein gesetzliches Recht ist, bedarf es keines weiteren Ueberganges, um unterdrückte oder schwache Mitglieder der Gesellschaft als rechtlos, als Werkzeuge zu stampeln. Ich schweige von den Sklaven; die Sklavinnen aber haben neben ihnen noch eine besondere Bestimmung der Prostitution. Sie dienen nicht bloß als Werkzeuge der Wollust, sondern auch als Werkzeuge der Sklavenzucht, Werkzeuge, die vielleicht ihren republikanischen Herren mit Geschöpfen bereichern, welche er seine Kinder nennen würde, wenn sie nicht so und so viel Hundert Dollar wert wären. Nachdem der gesetzliche Schutz für diese Prostitutionsökonomie auch in die Nichtsklavenstaaten übergegangen, kann es nicht fehlen, daß diese zarte Pflege des menschlichen Gefühls mittelbar auch den Begriffen von der Berechtigung des Weibes zu gute kommt. Die Weiber aber handeln nicht bloß aus Mitleid, wenn sie sich dagegen empören, und es ist eben so natürlich wie nothwendig, daß alle besser denkenden Weiber eifrige Abolitionistinnen sind.

5.

Aktive Prostitution der Männer.

Beginnen wir mit der männlichen Erziehung. Unter Erziehung ist hier nicht bloß die häusliche und Schulerziehung, sondern auch die Summe aller sonstigen Einwirkungen des Lebens verstanden, welche die geistige und sittliche Entwicklung des Menschen bis zur Zeit volliger Selbstständigkeit bestimmen.

Gewöhnlich schon in der ersten Zeit, wo sich die geschlechtliche Unruhe im Knaben zu regen beginnt, ist derselbe in Schulen, Instituten und bei sonstigen Gelegenheiten der Verführung zu geheimen Lastern ausgesetzt, welche wie ein ansteckendes Verderben sich in der Jugend forterben und in Tausenden die ersten Keime der Männlichkeit zerfressen. Eine zahllose Menge von Knaben ist diesen Lastern Jahre lang ergeben. Daß dieselben nicht schon in der ersten Zeit der keimenden Mannbarkeit in einen geschlechtlichen Verkehr mit Weibern übergehen, was übrigens in jeder Beziehung weniger verderblich sein würde, röhrt in der Regel nur von der jugendlichen Schüchternheit her, welche die Begierde nicht kund zu thun wagt, oder von dem Mangel an Lebenskenntniß zur Auffindung der Gelegenheiten. Nur zu oft wird dieser Schüchternheit und diesem Mangel durch den Zufall oder durch Verführung abgeholfen, woran es bei der eingerissenen Prostitution in Städten selten fehlt, so daß eine Menge Knaben schon nach dem Uebergange in die Jünglingsjahre sich an einen, dem vorhergehenden gehelmen Treiben entsprechenden Verkehr mit prostituierten Weibern gewöhnen lernen. Dieser Verkehr wird in den Jahren, worin unsere europäische Jugend in die Soldatenjacke gesteckt zu werden oder die Universität zu beziehen pflegt, nicht selten ein Gegenstand förmlicher Renommage, und die Kunst, die Geschlechtsregungen im Pfus der Gemeinheit zu beruhigen und nebenbei die Gesundheit durch Unmäßigkeit oder ekelhafte Krankheiten zu untergraben, wird im Soldaten- und Studentenleben gemeinlich zur Virtuosität ausgebildet.

So vorbereitet, nähert sich der junge Mann der Zeit, wo er endlich daran denken kann, ernstlich die Bekanntschaft eines Mädchens zu suchen, das als Frau sein Herzens- und sein Geschlechtsbedürfniß befriedigen soll. Die meisten Männer der gebildeten Stände steigen in das Ehebett mit dem Bewußtsein, ein ganzes Heer von Prostituirten oder Verführten hinter sich zu lassen, in deren Armen sie ihre Jugendlust gefühlt und ihre Jugendkraft vergeudet haben. Mit dieser Vergangenheit läßt der Verehelichte nicht auch deren Einfluß auf seine Neigungen zurück. Die Gewohnheit, bei jeder auftauchenden Begierde über ein weibliches Wesen zu disponiren, und der Jahre lang übermäßig genährte Hang zur Abwechslung machen sich in der Regel wieder geltend, wenn die Flitterzeit vorüber ist. Die Befriedigung, welche ein unverderbter Mann Jahre lang in den Armen seines Weibes finden könnte, fügt sich für Männer der gewöhnlichen Art um so mehr ab, je mehr sie die Weiber als bloße Werkzeuge zur Befriedigung wechselnder Geschlechtsbegierden behandeln gelernt haben. Ueberdies wissen die meisten Männer den Werth der Weiber schon deshalb nicht zu schätzen, weil sie ihnen zu leichten Kaufs zu Gebote ständen. Tausende von Männern haben daher schon vor der Ehe die Fähigkeit verloren, ein inniges oder sittliches Verhältniß einzugehen, und bringen ihrer Frau nichts mit als ihren Namen.

Es kommt nun für den Ehemann eine neue Epoche, die Epoche des ehelichen Betrugs. Was früher halb öffentlich getrieben wurde, geschieht

jetzt heimlich und zwar mit einem oft unglaublichen Aufwand von Heuchelei und Durchtriebenheit. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß unter den gebildeten Stänen in großen Städten von hundert Männern nicht zehn ihren Frauen nur ein Jahr lang „treu“ bleiben. Die wenigen Frauen ahnen etwas von den Ausschweifungen ihrer Männer und ich weiß nicht, ob es zu ihrem Glück ist, daß sie nichts davon ahnen. In Paris freilich wissen die Frauen in der Regel, woran sie mit ihren Männern sind; und sie wissen auch dafür zu sorgen, daß sie nicht bedauert werden.

Wenn alle Männer Rousseau'sche Konfessionen über ihr geschlechtlisches Geheimtreiben schrieben, der größte Theil der gebildeten Frauen würde in Verzweiflung gerathen oder voll Abscheu dem männlichen Geschlecht den Rücken kehren. Die Zahl der Chemänner ist nicht klein, die nachdem sie früher mit Buhlerinnen verkehrten, weil sie keine Frau hatten, jetzt sich bloß dann an die Frau adressiren, wenn sie keine Buhlerin haben.

Obschon nun die meisten Männer in gewisser Beziehung nicht werth sind, der gewöhnlichsten Frau die Schuhriemen, geschweige den Gürtel zu lösen, machen sie doch an das weibliche Geschlecht die übertriebensten Anforderungen. Auch der Lieberliche, der im Arm von tausend Buhlerinnen seine Kraft vergeudet hat, wird über Betrug und Verrath schreien, wenn er seine Neubermühle nicht als unberührte Jungfrau überkommen. Auch der ausschweifendste Chemann wird seine Frau für todeswürdig halten, wenn sie seine tägliche Untreue nur ein einziges Mal erwiedert. Und indem er verlangt, daß das Weib treu bleibe, weil dieß ihre Natur bedinge, wird er doch in den Widerspruch gerathen, dieser Natur stehe Neigung zur Untreue zuzutrauen, weil er seine Erfahrungen und Schwächen auf das Weib überträgt. So betrügt er seine Frau nicht bloß, sondern er strafft sie auch noch dafür, daß er sie betrügt. Aber stets eifersüchtig ohne Recht, wird er auch über die gerechteste Eifersucht seiner Frau empört sein. Ein Mann, dem die Eifersucht seiner Frau lästig ist, verdient sie, und welchen Männern wäre sie nicht lästig? Kein Mann sieht seine Zugeständnisse in's Verhältniß zu seinen Ansprüchen, und das zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Eifersucht. Während er von seiner Frau sogar Vorkehrungen gegen den Anschein von Vergehungen fordert, an welche sie niemals gedacht hat, nimmt er seinerseits Vorwurflosigkeit in Anspruch für alle Vergehungen der Vergangenheit und Zukunft.

Wir sind oft nur deshalb streng gegen Andere, weil wir noch keine Gelegenheit hatten, deren Fehler zu begehen. Unsere Denkart pflegt daher um so billiger zu werden, je mehr wir uns veranlaßt sehen, die Billigkeit Anderer in Anspruch zu nehmen. Von dieser Wahrheit bestätigt sich nicht ein Buchstabe, wo es sich von der Denkart der Männer über die Weiber handelt. Je mehr Unrecht ein Mann seiner Frau anthut, um so weniger will er sich von ihr gefallen lassen; je öfter er ihr untreu wird, desto strenger wird er von ihr Treue verlangen. Man sieht, der Despotismus

verleugnet nirgends seine Natur: je mehr ein Despot sein Volk betrügt und mißhandelt, desto mehr Unterwerfung und Treue wird er von ihm verlangen.

Wer will sich über die vielen unglücklichen Chen wundern, wenn er weiß, wie unwürdig die meisten Männer ihrer Frauen sind! Die Tugenden derselben wissen sie selten zu schätzen und ihre Untugenden rufen sie in der Regel durch ihre eigenen hervor. Tausende von Frauen leiden unter den Wirkungen einer Lebensart, von welcher sie ihrer reingebüllten Denkart gemäß gar keine Ahnung haben, und manches arglose Weib pflegt ihren Herrn Gemal mit der zartesten Sorge in Krankheiten, die nichts sind als die Folgen seiner Zärtlichkeit gegen Andere. Und wenn endlich nach jahrelanger Täuschung und Dulderschaft sich vor dem Auge des Weibes der Vorhang lüftet und Nache oder Verzweiflung sie in eine feindliche Stellung zu dem Gebieter bringt, so ist sie eine entmenschte Verbrecherinn, und das Geschrei hat kein Ende über die Unbeständigkeit der Weiber und ihre falsche Natur.

Im Durchschnitt sind die Männer, verheirathete wie unverheirathete, so beschaffen, daß sie nicht leicht eine Gelegenheit unbenuht lassen, unentdeckt mit einem Weibe, welches ihre Sinne reizen kann, sich geschlechtlich einzulassen. Und um ihre Sinne zu reizen, dazu gehört in der Regel sehr wenig. Die Unerträglichen sind in gewisser Beziehung eben so genügsam wie unersättlich. Jene Geschlechts-Disposition der Männer ist, sei es in Folge ihrer Erziehung oder ihrer Natur, so konstant und durchgängig, daß die Meisten die ihnen vorkommenden Weiber nur mit der Reflexion betrachten, ob sich dieselben mit ihnen einzulassen geneigt seien oder nicht. Während die Erscheinung eines Mannes ihnen die Frage nach seinem Geschäft, nach seiner Gesinnung, nach seinem Geist u. s. w. eingeibt, fragen sie sich beim Anblick eines Weibes nur oder zunächst nach ihrer geschlechtlichen Willfähigkeit. Ihr sieht dort einen Staatsmann oder einen Pfarrer oder einen Beamten — lauter Leute, welche in Gegenwart Anderer sich durch ein seriöses und strenges Wesen auszuzeichnen suchen, das eher alles Andere als eine Neigung zum weiblichen Geschlecht vermuten läßt: respektgebietende Gestalten, lebendige Gesetze, verkörperte Predigten, Altenköpfe mit zwei Beinen. Der seriöse Staatsmann oder Pfarrer oder Beamte begegnet auf einer Promenade, wo er dem Blick der Welt oder seiner Bekannten nicht ausgesetzt ist, einer hübschen Dame oder einem hübschen Dienstmädchen. Beim Vorübergehen wird er ihr scharf und lüstern in die Augen sehen, und erwiedert sie seinen Blick nur halbwegs oder gar mit einem humanen Lächeln, so wird ihm plötzlich ein Gegenstand auf dem Wege, oder ein Vogel in den Bäumen, oder die Schönheit der Gegend, kurz irgend etwas auffallen, wodurch er vor dem Blick eines etwaigen Beobachters einen Vorwand erhält, der Vorübergangenen nachzuschauen. Und schaut diese sich ebenfalls um, so wird er sein Schnupftuch vergessen oder sonst ein Versäumniss gut zu machen haben, das ihn durchaus nötigt ihr zu folgen und sich zu überzeugen, ob

er unter vier Augen den seriösen Staatsmann, Pfarrer oder Beamten mit einem unmaskirten Mitglied des nämlichen Geschlechts vertauschen könne. Jeder Blick einer Frau, den vielleicht nur Neugier oder Gedankenlosigkeit oder Gutmuthigkeit hervorgerufen, setzt sie bei gewöhnlichen Männern sofort der Gefahr eines Anscheins gemeiner Koketterie oder der Auslegung aus, daß sie einen Sinnengenuß wünsche. Jedes hübsche oder nur leidlich ausschendende Weib, das allein eine Reise macht oder Abends über die Straße geht, wird Gelegenheit haben, irgend einen Zudringlichen abzuwehren. Der Ruf mancher Frau wird bloß dadurch gefährdet, daß sie ihr Benehmen nicht nach einer total gemeinen Vorstellung von den Männern einrichtet, daß sie nicht in der Natürlichkeit eine Wegwerfung, in der Unbefangenheit ein Verbrechen zu sehen sich gewöhnt hat. So ruhelos gehebt sind die meisten Männer von dem Trieb und den Phantasien der Sinnlichkeit! Jedem hübschen Weibe steht unter sicheren Umständen jeder Mann zu Gebot, wenn sie nichts Andres sucht als Sinnengenuß. Es wird wenig körperlich gesunde Männer geben, die diesen Satz Lügen strafen.

Die Gewohnheit, die weibliche Bestimmung nur von der rohesten Seite aufzufassen, im Weibe nicht den edlen Menschen zu achten, sondern nur das Werkzeug der Sinnenbegierde zu erblicken, geht bei den Männern so weit, daß durch sie auch Rücksichten in den Hintergrund treten, welche man sonst sehr hoch zu stellen vorgiebt, z. B. die Rücksichten der Freundschaft. Es giebt wenig Männer, die so treu in der Freundschaft wären, daß sie sich ein Gewissen daraus machen, die Treue der hübschen Frau ihres Freundes auf die Probe zu stellen. Der Ehebruch durch sogenannte Hausfreunde ist der gewöhnlichste von allen. Die Liebe und der Pferdehandel, das sind die zwei Artikel, in welchen unter einem großen Theil der Männer der Betrug legitim zu sein und von der „Freundschaft“ in den Kauf genommen zu werden scheint.

Von allen diesen verdeckten Partien unserer sozialen Verhältnisse müssen die Schminkpflaster herabgerissen werden. Die Frauen sollen sich empört fühlen, und hätte ich nicht das Zutrauen zu ihnen, daß das Vorstehende dazu hinreichen werde, ich würde ein noch weit grellereres Gemälde entwerfen, ohne der Uebertreibung überführt zu werden.

Wenn aber das Gefühl der Frauen zur Empörung gebracht wird über die Stellung, die sie einnehmen, werden sie hoffentlich um so angelegentlicher sich nach dem Weg umsehen, zu einer würdigern Stellung zu gelangen, und diesen Weg, wenn er gefunden ist, mit Ausdauer verfolgen helfen.

6.

Entschuldigungen der Männer.

Ich habe im vorigen Kapitel die Sünden beleuchtet, welche unser Geschlecht durch die Prostitution am weiblichen begeht. Um nach beiden Seiten gerecht zu sein, will ich auch die Umstände hervorheben, welche einst-

weilen noch den Männern zur Entschuldigung, wenn auch nicht zur Rechtfertigung dienen können.

Das Geschlechtsbedürfniß ist so natürlich und so berechtigt, wie das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Was die Natur verlangt, das darf und soll ihr nicht versagt werden; es kommt nur darauf an, daß die sittlichen Regeln gefunden werden, welche die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse sichern, ohne eine Ausartung im Gefolge zu haben.

Was unnatürlich ist, ist auch unsittlich. Es ist aber unnatürlich, folglich unsittlich, daß die Verhältnisse dem Manne nicht gestatten, nach eingetreterner Mannbarkeit seinem Naturtriebe zu folgen und sich einem Weibe zuzugesellen. Wäre es dem Jüngling möglich, sich zeitig zu verehelichen, er würde an der Hand seiner Geliebten alle die Kloaken umgehen, durch welche den Unverehelichten die Brunst des Geschlechtsbedürfnisses hindurchtreibt. Er würde nicht jene Schulen der Gemeinheit durchmachen, in welchen er sich zu Allem befähigen lernt, was ihn später für ein wahres eheliches Verhältniß untauglich macht. Er würde in den Armen seiner Geliebten die Gesundheit bewahren, die er in den Armen der Lustvirnen vergiftet. Er würde die Weiber achten, weil er nicht die Gelegenheit hatte, sie im verächtlichsten aller Zustände kennen zu lernen, und seine rein gebliebene Denkart würde sich nicht in jene gemeine Gewissenlosigkeit verwandeln, welche, wie Jean Paul sagt, das edelste Weib unbedenklich wie eine Biene zerreißt, blos um des Honigbläschens habhaft zu werden.

Mit all unserer Kultur werden wir sogar von den Wilden beschämmt. Die Wilden kennen keine Raffinerie der Geschlechtsbegierde und keine Bordelle, weil sie der Natur keinen Zwang anthon und auf natürlichem Wege ihre Bedürfnisse befriedigen. Sie zeigen uns zugleich, daß die Gesundheit wie die Sitte weniger dadurch gefährdet wird, daß man der Natur ihre Freiheit läßt, als dadurch, daß man sie durch Hindernisse auf Abwege treibt.

Wir sind allerdings auch Wilde, aber in ganz anderem Sinne. Proben davon liefert zunächst unsere Jugend. Aber daß unsere Studenten, wie überhaupt unsere jungen Männer, die Schulen jeder geschlechtlichen Gemeinheit durchzumachen und ihr ganzes Leben lang den Schutz des Weges nachzuschleppen pflegen, den sie vor ihrer Verehelichung gewandelt sind, ist nicht sowohl ihre Schuld, als die Schuld der Vorurtheile und der politischen wie sozialen Verhältnisse. Die Natur fordert, wie gesagt, wenn das Alter der Mannbarkeit erreicht ist, die Befriedigung des Geschlechtstriebes. Unsere Pfaffen, Sittenlehrer und Schulmeister groß und klein behaupten aber, die Natur sei eine lasterhafte, unberechtigte Person, deren Forderungen so lange zurückgewiesen werden müssen, bis sie, die Pfaffen u. s. w., sie zuzulassen für gut finden und ihnen den Stempel der offiziellen Approbation aufdrücken können. Das durch solche Zurückweisung das Zehnfache des Unheils herbeigeführt wird, welches die weisen

Herren zu verhüten sich das Ansehen geben, wissen sie ganz gut; aber — wenn es keine Zensur mehr gibt, werden die Zensoren brodlos.

Den durch unsere Religions- und Sittenverwerber genährten Vorurtheilen entsprechen unsere politischen und sozialen Verhältnisse. Theils durch polizeiliche Beschränkungen, theils durch die Verkommenheit der ökonomischen Verhältnisse werden die meisten Männer verhindert, sich eher zu verehelichen, als bis die unruhigste Zeit ihres geschlechtlichen Lebens hinter ihnen liegt. Ja, Tausende, namentlich unter dem faulenzen- den Militair, sind erst als halbe Greise im Stande eine Frau zu ernähren, nachdem sie ihr halbes Leben lang die Lehrmeister in den Schulen der Liederlichkeit und Verführung gewesen waren; und was die Tausende von Pfaffen betrifft, die durch den Sölibat verurtheilt werden, die unterdrückte Natur durch Heuchelei und Geheimmittel aller Art zu rächen, so weiß ich nicht, ob der Ekel vor ihrem widrigen Leben oder das Misleid mit ihrem unmenschlichen Loose den Maßstab für ihre Beurtheilung abgeben soll.

Es sei wiederholt darauf hingewiesen, daß außer dem Sölibat das Studenten- und das Militairleben in Europa die Hauptschulen der Prostitution sind. Nachdem der junge Mann zehn Jahre unter der Zucht- rüthe pedantischer und serviler Schulmeister gestanden, fühlt er sich auf der Universität zum ersten Mal frei. Aber diese Freiheit ist nicht dieselbe, welche ihm gestattet, seine geistigen Kräfte nach allen Seiten hin zu entwickeln und sich an die Theilnahme an dem öffentlichen Leben zu gewöhnen; nein, er hat bloß die Freiheit, unbeaufsichtigt das Geld seiner Eltern zu verschwenden und in Kneipen und Bordellen die Ableiter für den Drang nach Betätigungen seiner aufstrebenden Kräfte zu finden. Die systematische Begünstigung dieses Treibens liegt sogar in dem Plan des teutschen Unterrichtswesens, und der Wunsch der teutschen Politik ist erfüllt, wenn der junge Mann entnervt und abgestumpft die Universität verläßt; er bedarf nichts mehr als die Fähigkeit, sein Examen zu machen und die Befehle der hohen Obrigkeit auszuführen. Dass die hohe Obrigkeit nicht berechnet, ob der an Liederlichkeit gewöhlte Jüngling die Fähigkeit behalte, ein Weib zu beglücken, darf das weibliche Geschlecht so lange nicht Wunder nehmen, als es nicht den Zusammenhang seiner Interessen mit der politischen Entwicklung begreift.

Auch werden die Weiber zugeben, daß man nicht aus Galanterie, die stehenden Heere abschafft. Liefern doch die stehenden Heere die Hauptträger der Galanterie. Die hohe Obrigkeit ist liberal genug, dem gemischt handelten Soldaten und dem ennuirten Offizier zu gestatten, daß er sich bei dem erniedrigten weiblichen Geschlecht entshädige für die Leiden seines Berufsfaches, und das erniedrigte weibliche Geschlecht ist erkenntlich genug, durch seine Schwärmerei für das bunte Soldatenthum den Segen anzuerkennen, daß man ihm Zierbengel statt Männer, Tänzer statt Freunde und Hurenjäger statt Familienväter erzieht. In der Schweiz und in Nordamerika müssen sich die Frauen sehr unglücklich fühlen, daß

ihre Männer die Hauptschule der Erziehung für das eheliche Leben, nämlich die stehenden Heere, entbehren müssen! Doch sie werden hier entshädigt durch die Geldleute, welche Alles kaufen können, und durch die Sklavenzüchter, welche dafür sorgen, daß die Lehre von der Benutzung der Schwachen nicht Schaden leide.

Aber auch die Ehe selbst, wie sie jetzt besteht, ist eine Schule zur Fortpflanzung ehelichen Unglücks für Männer nicht weniger als für Frauen. Davon weiter unten. Es zeigt sich eben nach allen Seiten hin, daß auch die meisten Männer die Opfer der bestehenden Verhältnisse, d. i. der jetzigen Unfreiheit und ökonomischen Ungerechtigkeit sind, worauf dann die Weiber die Opfer dieser Opfer werden.

Ein besonderer Punkt, der bei Erörterung der geschlechtlichen Rechte und Pflichten vergleichsweise eine Entschuldigung der Männer zuläßt, ist schließlich der Ehebruch. Gleiche Bedürfnisse bedingen gleiche Ansprüche. Wenn es sich also darthun läßt, daß das Weib gleiche Geschlechtsbedürfnisse habe wie der Mann, so ist bei ihm auch der Ehebruch nicht höher anzuschlagen als beim Mann. Es ist nun aber, mag man den Grund in der verschiedenen Erziehung oder in den verschiedenen Natur suchen, als ausgemacht anzusehen, daß der Mann den geschlechtlichen Versuchungen weit mehr ausgesetzt ist als das Weib oder das bloß sinnliche Bedürfniß der Weiber weit geringer ist als das der Männer. Ein weiterer Unterschied geht aus den jetzigen Eheverhältnissen hervor. Der Mann hat in der Regel die Sorge für die Familie zu übernehmen und die Familienglieder, die Kinder, sind auf die Existenzmittel des Familienhauptes verwiesen. Durch den Ehebruch kommt also die Frau in Gefahr, nicht bloß die Sorgen ihres Mannes widerrechtlich zu vermehren; sondern auch die Rechte seiner Kinder zu schmälern — Rücksichten, welche der Mann beim Ehebruch in der Regel nicht zu überwinden hat. Überdies wirkt nach den herrschenden und zum Theil berechtigten Ansichten eine außerordentliche Ausschweifung des Mannes, wenn sie öffentlich bekannt wird, keinen Schimpf auf die Frau, derselben wendet sich vielmehr als einer Duldenden, einer Beeinträchtigten die Theilnahme zu; den Mann aber setzt seine ausschweifende Frau dem Hohn und der Verachtung aus.

Alle diese Unterscheidungen und Entschuldigungen, wonach der Mann weniger oder die Frau mehr durch den Ehebruch sich vergeht, sind übrigens als zulässig nur vom Standpunkt der jetzigen Verhältnisse zu betrachten. Es wird sich später zeigen, daß auf dem richtigen Standpunkt beiden Geschlechtern mit gleichem Rechtmäß gemessen werden muß. Auch denke ich am Wenigsten daran, mit Entschuldigungen der Männer Be schuldigungen der Weiber zu verbinden. Ich erkenne eben so gut die Schuldlosigkeit der meisten Weiber, welche einen „Fehlritt“ begehen, wie die Heuchelei der meisten Männer, welche die Fehlritte der Weiber zu vergrößern suchen. Ich frage sogar die Männer, welche die Unverlässlichkeit der weiblichen Treue durch die Hinweisung auf die Folgen d

Familie sichern wollen, ob sie ihren Weibern dieselbe Freiheit gestatten würden, welche sie sich selbst herausnehmen, wenn sie wüßten, daß dieselben unfruchtbare wären? Die verneinende Antwort muß auch hier wieder jenen jesuitischen Egoismus enthüllen, welcher „das Recht des Stärkern“ benutzend, den Schwächeren durch aufgedrungene Rücksichten zu fesseln sucht, um sich selbst mehr Spielraum zu sichern, und welcher die Fehler Anderer zu vergrößern sucht, um die eignen zu verringern. Sollte man nichts destoweniger die Untreue der Frauen bestrafen wollen, so schlage ich die Todesstrafe vor unter der Bedingung, daß auf die Untreue der Männer die Strafe der Abalardisirung gesetzt werde.

7.

Sittlichkeit.

Die Frömmigkeit hat der Unsitlichkeit, wie sie in den vorhergehenden Kapiteln gezeichnet ist, nichts entgegenzusetzen als Unterdrückung der Natur, Unnatur und Heuchelei. Die Vernunft betheiligt sich nicht an diesem sinnlosen Beginnen, sie erkennt die Natur und ihre Berechtigung offen und unbefangen an, aber sie sucht ihre Geltendmachung an vernünftige, wahrhaft sittliche Bedingungen zu knüpfen.

Es ist die Aufgabe des Menschen, der Natur zu folgen an der Hand der Vernunft. Von der Natur abweichen und zur Natur zurückkehren auf dem Wege oder in der Form der Kultur, das ist der Entwicklungsgang der Menschheit. Bloße Natur ist Nohheit oder Unfreiheit; die Natur gleichsam wieder hervorbringen mit Erkenntniß, mit Bewußtsein, das ist Kultur und Freiheit.

Beginnen wir mit der Freiheit selbst. Der Wilde ist frei; aber seine natürliche Freiheit wird unterjocht, um, zum Bewußtsein gekommen, später als gebildete Freiheit zurückzukehren. Eben so die Sitte. Das natürliche Verhältniß der Geschlechter geht unter in Sittenlosigkeit und Heuchelei, um als freie Liebe in sittlicher Bewußtheit und Form zurückzufehren. Die natürliche Freiheit gelangt in dem Prozeß der Kultur durch die Schule der Unfreiheit zur wahren Freiheit und die natürliche Sitte durch die Schule der Unsitte zur wahren Sitte.

Die Kultur und die Freiheit machen den Menschen zu einem sittlichen Wesen. Die natürlichen Gesetze anerkennen mittelst der Vernunft und sie frei ausführen zu den Zwecken oder in den Grenzen der Kultur — das ist sittliche Bestimmung, sittliches Streben, sittliches Leben. Der Mensch ist durch die Vernunft Herr über seine Natur, nicht damit er sie unterdrücke, sondern damit er sie in veredelter Gestalt, als sein Werk, gleichsam erneuere.

Wenden wir diese Grundsätze der Freiheit und Sittlichkeit auf die natürlichen Bedürfnisse an. Das Thier ist von Natur in seinen Begierden beschränkt; der Instinkt verweist und bannt es in ein bestimmtes Geleise von Bedürfnissen, aus welchen herauszutreten es weder Versuchung noch Macht hat. Es frisbt nicht um zu fressen oder sich durch Frei-

sen zu amüsiren, sondern bloß um seinen Hunger zu stillen, und ist es gesättigt, so ist es auch befriedigt; es begattet sich aus physischem Bedürfniß in bestimmtem Maß und zu bestimmten Zeiten und außerhalb dieser Zeiten ruht sein Begattungstrieb von selbst. Weder bei der Stillung des Hungers noch bei der Befriedigung des Geschlechtstriebes kann es sich über das von der Natur bestimmte Maß hinaus treiben, oder gleichsam Variationen zu dem Thema der Natur machen. Mit einem Wort, es ist nicht frei, sondern bloß Sklave der Natur. Der Mensch aber ist frei. Ihm ist kein Bedürfniß bloß physisch vorgeschrieben oder zugemessen, er hat vielmehr die Freiheit wie den Trieb, das bloße Bedürfniß zu überschreiten, dessen Befriedigung zum „Genuß“ zu machen und den „Genuß“ zu übertreiben. Hätte er nicht die Freiheit und die Fähigkeit, das Bedürfniß der Natur zu überschreiten, so hätte er auch nicht die Freiheit und die Fähigkeit, von sich aus die Überschreitung zu unterlassen. Daz er sie unterläßt aus vernünftigen Motiven, daß er seinen Trieb regelt nach vernünftigen Zwecken, daß er durch seine Vernunft seiner Freiheit das Maß ihres Gebrauchs angibt, daß er den Zweck der Natur bewußt und freiwillig erfüllt, wie das Thier unbewußt und unwillig, das ist sein Stolz, das ist Sittlichkeit.

Die Natur verlängnen oder die Zwecke der Natur, welche der Vernunft gleichsam das Material der Sittlichkeit liefert, hintertreiben, kann niemals sittlich sein, es ist vielmehr eben so unsittlich wie auf der andern Seite eine Überschreitung des natürlichen Maßes und Ziels. Es ist daher eine alte Jungfer (die vorsätzlich ihrer Geschlechtsbestimmung entsagt) eben so unsittlich wie eine Buhlerin und ein Zölibatair eben so unsittlich wie ein Dirnenjäger.

Die falschen Begriffe von Sittlichkeit in Bezug auf geschlechtliche Angelegenheiten äußern sich in dem, was wir gewöhnlich Scham nennen.

Was ist Scham? Sie ist im Allgemeinen die Scheu, etwas an den Tag zu legen, oder die Pein, etwas an den Tag gelegt zu haben, das die Missbilligung Anderer zu erwarten hat. Ohne die Rücksicht auf Andere wäre keine Scham vorhanden. Die Existenz und der Grad der Scham hängt also zunächst von der Vorstellung des sich Schämmenden ab und diese Vorstellung von dem wirklichen oder vorausgesetzten Urtheil Derer, welchen gegenüber die Scham sich äußert. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Urtheils aber entscheidet, ob die Scham eine begründete ist oder nicht.

Denken wir uns die Menschheit in den Naturzustand zurück, so werden wir schwerlich annehmen, daß zwischen Mann- und Weib eine geschlechtliche Scham existierte. Folgen wir dann aber der Entwicklung wieder vorwärts, so ist das Entstehen der Scham aus Neuerlichkeiten leicht zu erklären. Das periodische Unwohlsein des Weibes machte nach und nach auf den Mann einen unangenehmen Eindruck: das Weib verbarg sie — es schämte sich; die Schwangerschaft mit ihren Folgen entstellte die weibliche Schönheit: das Weib bedeckte sie — es schämte sich; im Ver-

lauf der Fortpflanzung entstanden Missgestalten und Krüppel: das missgestaltete Weib kam seiner Gestalt durch Kunstmittel zu Hilfe — es schämte sich; die außerehelichen Kinder, für welche kein Familienvater sorgte und für welche die Mutter nicht sorgen konnte, fielen Andern zur Last, außereheliche Schwangerschaft wurde also verpönt: das Weib verheimlichte sie — es schämte sich; die Ausschweifungen gewisser schamloser Zeitalter riesen Rückschläge hervor, welche mit dem Übermass auch das Maß umstießen, man mußte also jede geschlechtliche Kundgebung vermeiden: man schämte sich; und seitdem gar die Religion jeder Unnatur den Stempel der Heiligkeit aufgedrückt hat, ist die verschleierte Natur vollens verschämt geworden und die ganze Welt schämt sich. Grade in den Dingen aber, deren sie sich am Meisten schämen sollte, ist sie total schamlos geworden.

Eine absolute Scham gibt es also nicht und die jehige Scham in Geschlechtsachen ist nicht eine ursprüngliche, in der Natur wurzelnde und mit ihr fortbestehende Regung, sondern, wie oben bemerkt wurde, abhängig von fremdem Urtheil und ein Produkt der Umstände*).

Legen wir an die Scham den Maßstab der Vernunft, so ist sie nur gerechtfertigt, wo sie der wahren Sittlichkeit entspricht, also das sittliche Bewußtsein ausspricht, und auf diesem Wege kommen wir zu der Erkenntniß, daß die Prediger der Scham mitunter die wahren Prediger der Unsitlichkeit sind, derseligen Unsitlichkeit, welche die Sittlichkeit fördern will durch Unterdrückung der Natur und Wahrheit. Man braucht wahrlich nicht nackt umher zu gehen, um zu zeigen, daß man frei sei von falscher Scham, und man braucht sich nicht auf offener Straße zu lieben, um zu beweisen, daß man der Natur ihr Recht wiederfahren lasse; aber nur ein Thor oder ein Heuchler wird äußerlichen Rücksichten das innere Gesetz und lächerlichen Vorurtheilen die unverfälschbare Natur zum Opfer bringen wollen.

Treten wir den Heuchlern mit einer offenen Sprache entgegen.

Ist es unsittlich, daß die Brust des Jünglings und der Jungfrau der Drang der Liebe erfüllt? Nein! Warum verlangt ihr Pfaffen denn, daß sie sich ihrer schämen sollen, wenn sie euch nicht um Erlaubniß geben haben? Ihr seid die Unsitlichen.

Ist es unsittlich, daß ein Weib ein Kind ihres Geliebten gebiert? Nein! Warum verstößt ihr sie denn? Ihr seid die Unsitlichen, seid Barbaren. Ihr werdet verlangen, daß die Bäume sich schämen sollen, Blüthen zu treiben und Früchte zu tragen.

Der Mensch, der sich seiner Natur schämt, ist nicht würdig ein Mensch zu sein. Welchen vernünftigen Grund vermögt ihr Sittenprediger der Scham unterzulegen, die ihr unter den von euch dekretirten Bedingungen an die Geschlechtsliebe und an den Alt knüpfen wollt, welchem der Mensch

*) Man stelle die Priapsfeste neben die christliche Heuchelei und frage sich, worin das Wesen der Scham bestehe?

seine Entstehung verdankt? Mit demselben Recht könnt ihr jede antere Verhüttigung der menschlichen Natur, könnt ihr das Essen und Trinken an eure Bedingungen fesseln und der Verdammung preisgeben. Schämt ihr euch der Neigung und des Aktes, die euch zur Existenz bringen, so solltet ihr euch auch der Existenz selbst schämen, dazu habt ihr mitunter Grund genug.

Es gibt keine größere und widerständigere Barbarei, als jene „sittliche“ Verdammungswuth, welche die Schwangerschaft des Weibes zur Schande macht, wenn nicht die Natur durch Pfaffen und Bürgermeister die Erlaubniß erhalten hatte, die Menschheit zu vermehren. Das schwangere Weib sollte unter allen Umständen „heilig“ sein, sollte unter dem Schutz und der Theilnahme der ganzen Gesellschaft stehen, die es vermehrt durch ein auf jeden Fall unschuldiges Mitglied. Statt dessen macht man es ihm zum Verbrechen, daß es nur ohne bürgermeisterliche und pfäffische Beihilfe Gelegenheit hatte, der Gesellschaft ein neues Glied zu schenken, und heißt den Hass und die Verfolgung der Dummheit gegen die Unglückliche los, als habe man es geradezu darauf abgesehen, sie zur Selbstmörderin oder zur Kindermörderin zu machen. Kürzlich erhängte sich in der Schweiz ein armes Weib, weil sie sich schwanger glaubte, und ihre Umgebung, welche diesen Glauben theilte, sie zur Zielscheibe ihrer moralischen Schmähungen und „sittlichen“ Verfolgungen machte. Als man die Selbstmörderin untersuchte, ergab es sich, daß ihre Schwangerschaft nur eine eingebildete gewesen war! Sie starb als ein Opfer naturverhöhnender Nohheit und ihr Mörder war die fromme, sittenrichtende Klerikrei. Die Leichen der unglücklichen Weiber, die ihr aus dem Wasser zieht, die Reste gemordeter Kinder, die ihr in den Kloaken findet, die Körper der verzweifelten Mütter, die ihr auf das Blutgerüste schleppt — das sind die Zeugen eurer frommen Menschlichkeit, die statt Entbindungshäuser Zuchthäuser baut und die Findelhäuser durch die Hölle überflüssig zu machen sucht. In Paris versorgt man die Findelkinder als „enfants de la patrie“; in New-York z. B. läßt man die enfants de la patrie in den Straßenrinnen unterbringen. Die Reichen verführen die Mädchen und die Pfaffen verfluchen die Verführten und die Verführten ermorden die Theilnehmer ihrer Armut und die Zeugen ihrer eingebildeten Schande. Das ist mit drei Worten die Moral unserer jehigen verheuchelten Gesellschaft in diesen Dingen.

Wenn ihr eure Töchter an reiche Lüstlinge verkuppelt habt, so begrüßt ihr ihre Kinder mit Jubel; wird eure Familie durch einen armen Bewerber vermehrt, der nicht „heirathen“ kann, so überhäuft ihr die Mutter mit Schmähungen. Der Grund der Schande, die ihr schafft, liegt also nicht in der Handlung, welcher ihr sie angewiesen sucht, sondern einzig in dem elenden Umstand, daß — ihr die Kinder eurer Töchter ernähren müßt. Ist aber dies der Grund eures Zornes, so habt auch den Muth, ihn beim rechten Namen zu nennen und begeht nicht die Heuchelei, eine pekuniaire Verlegenheit in der Form einer Verdammung

menschlichen Natur und ihrer schönsten Bedürfnisse auszusprechen. Ihr werdet dann zu dem Bekenntniß gelangen, daß nicht die Liebe die Schuld trägt, sondern die unnatürlichen Verhältnisse, welche Tausende, ja Millionen hindern, ihrem Naturtrieb in einem sittlichen Verhältniß nachzuleben.

Wie muß euch rohen Gesellen, die ihr die Liebe nur als Pfaffen und die Mutterschaft nur als Krämer beurtheilt, eine Heloise erscheinen, welche, obwohl von den Frömmigkeiten des Mittelalters umgeben, lieber die Geliebte als die angestraute Frau Abalards sein wollte! Sie war ein großes Weib, eins der größten Weiber der Geschichte, und ihr, ihr müßt sie nach euren Begriffen unter die „Sittenlosen“ verweisen, weil ihr keine Menschen sondern Pfaffen seid.

Wollt ihr die Scham kultiviren, so legt ihr recht strenge Begriffe von wahrer Sittlichkeit zu Grunde, aber sucht diese Sittlichkeit nicht im Gebiet eurer konventionellen Bornirtheit, eurer inhumanen Naturwidrigkeit und eurer schändlichen Heuchelei.

Es ist nicht unsittlich, wenn ein Mann und ein Weib, auch „unheirathet“, sich einer wahren Liebe hingeben; aber es ist unsittlich, wenn ein alter Lüstling eine Jungfrau, die er wissenschaftlich nicht beglückt kann, ihren Körperreize wegen „heirathet“.

Es ist nicht unsittlich, wenn ein Mann und ein Weib, auch „unheirathet“, sich einer wahren Liebe hingeben: aber es ist unsittlich, wenn der Mann das Weib bloß zur Befriedigung einer Begierde missbraucht ohne seinem Verhältniß durch eine wirkliche Ergebenheit Werth zu verleihen oder seinen Anteil an dem Schicksal der Liebenden zu übernehmen.

Es ist nicht unsittlich, wenn ein Weib gegen den Willen Anderer mit dem Manne vereinigt, den sie liebt; aber es ist unsittlich, wenn dem Willen Anderer zu lieb die Frau eines Mannes wird, den sie nicht liebt *).

Es ist nicht unsittlich, des angetrauten Ehegatten bei näherer Bekanntschaft überdrüssig zu werden und eine neue Liebe zu einem Andern empfinden; aber es ist unsittlich, trotz dieser neuen Liebe das alte Verhältniß zu unterhalten, oder unterhalten zu müssen.

Es ist nicht unsittlich, die „Reuschheit“ an sich eben so als Dummheit zu betrachten, wie das Hungerleiden an sich, aber es ist unsittlich, die „Unreuschheit“ bis zur Unmäßigkeit zu treiben.

Es ist nicht unsittlich, ein Weib zur Hingabe zu bewegen, aber

* Wie weit in solchen Punkten sich die „Sittlichkeit“, welche die persönliche Freiheit, die freie Neigung einem „höheren Willen“ unterwirft, verlieren kann, zeigt u. A. die „neue Heloise“ von Rousseau, deren Hauptgrund der widrigen, poseziösen Unsitlichkeit besteht, daß sie aus kindlicher „Pflicht“ einen ihr durchaus gleichgültigen Mann heirathet und Kinder mit ihm zeugt unter den Augen ihres Geliebten, den sie der „Pflicht“ opfert. Pfui über die „sittliche“ Prostitution!

ist unsittlich, ihr als Preis ihrer Hingabe nichts zu bieten als — eine erheuchelte Liebe.

Kurz es ist unsittlich, die Gleichberechtigung des andern Geschlechts zu missachten, es zu selbstischen Zwecken zu missbrauchen, die Zwecke der Natur zu verschärfen oder zu vermengen, das geschlechtliche Verhältniß zu einem bloßen Mittel frivoler Sinnbefriedigung oder niedriger Spekulation herabzuwürdigen, die Schönheit der Geschlechtsliebe durch pfäffischen Unism zu verunstalten und wahre Empfindungen durch gemeine Heuchelei zu besiegen. Dieser Unsitlichkeit schämt euch und ihr werdet keine andre Scham mehr nötig haben!

Wohl giebt es noch eine andere Scham, die aber nicht diesen Namen tragen sollte, da ihr kein moralischer Anstrich anklebt. Es ist dies jene zarte Scheu, welche die Jungfrau empfindet, wenn sie die Grenze der Jungfräulichkeit überschreiten soll, so wie jene weibliche Zurückhaltung überhaupt, welche die Reize zu verbergen oder zu hüten sucht. Diese „Scham“ ist entweder eine natürliche Folge der Gefühlaaffektion beim Übergang in einen neuen Lebenszustand, oder sie ist der Ausdruck einer unbewußten Liebespolitik, welche mit ihren Reizen spart, um sie nicht zu entwerthen oder zu profanieren. Auch kann sie der unbewußte Ausdruck des Gefühls sein, welches dem Weibe sagt, daß nicht ihm die Initiative der Liebe von der Natur zugethieilt sei. Endlich kann sie der Ausdruck einer Bescheidenheit sein, welche fürchtet, den hohen Vorstellungen, die der begeisterte Mann sich von den Reizen der Geliebten macht, nicht zu entsprechen.

Diese „Scham“, welche mit dem Bewußtsein oder der Furcht, etwas Verwerthliches enthüllt zu sehen, nichts zu thun hat, ist eine Zierde jedes Weibes und ihre Abwesenheit zeugt von Stumpfheit und Nohheit.

S.

Die Ehe.

Ist die Ehe ein vom Staat, von der Religion, von der Polizei, von der Geistlichkeit, von der Verwandtschaft oder von irgend einer andern Macht befahlenes oder befehlbares Verhältniß?

Jeder wird antworten: sie ist die aus freier Zuneigung hervorgegangene Verbindung von Mann und Weib. Also nur das jedesmalige Paar, das eine solche Verbindung eingehet, trägt Motiv und Zweck derselben in sich und keine Macht der Welt hat ein Recht, dies Motiv beherrschen oder diesen Zweck stipuliren zu wollen. Nur Freiheit bei der Schließung und Freiheit zur Auflösung der Ehe können ihr Wesen sichern, ihre sittliche Natur bedingen, die Erreichung ihrer Zwecke gewährleisten.

Die Hauptzwecke der Ehe lassen sich in drei Worte fassen: Fortpflanzung, Liebe, Freundschaft.

Wir haben in dem Kapitel „Sittlichkeit“ gesehen, wodurch sich der Mensch von dem Thier bei der Erfüllung der Naturzwecke unterscheidet.

Dieser Unterschied erstreckt sich nicht bloß auf die Befriedigung der Geschlechtsbedürfnisse, sondern auch auf deren Folgen, die Fortpflanzung. Das Thier pflanzt sich bewußtlos fort und trennt sich eben so bewußtlos von seinen Jungen, sobald sie im Stande sind, selbst ihr Futter zu suchen. Und selbst diese bewußtlose Hülfe geht meistens nur von der Mutter aus, während das Männchen sich in der Regel nach der Begattung weder um Mutter noch um Junge bekümmert. Die bekannte leidenschaftliche Liebe der Thiere zu ihren Jungen ist zu Ende mit der Zeit, wo die letztern keiner Hülfe mehr bedürfen, und Alte und Junge kennen sich nicht mehr.

Der Egoismus und die rohe Anschauung der Männer hat diesen Verlauf der Fortpflanzung auch auf das menschliche Geschlecht übertragen wollen. Das hieß mit andern Worten: wir wollen in diesem Punkt Thiere sein, nicht Menschen. Während das Thier im Weibchen nur das Werkzeug der Begattung erblickt, ist das Weib dem Manne eine vervollständigung seines Wesens, ein zweites Ich, in und mit dem er erst sein ganzes Leben lebt; während im Thier eine bloß temporaire Abhängigkeit die unentbehrliche Hülfe zur Auffütterung der Jungen sichert, sind dem Menschen die Kinder eine befriedigende Fortsetzung seiner Persönlichkeit, durch welche er sich mittheilt über den Tod hinaus in den unendlichen Strom der Menschheit. Und durch diesen sittlichen Zusammenhang und diese sittlichen Folgen der geschlechtlichen Vermischung entsteht zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Mutter, zwischen Eltern und Kindern dasjenige Verhältniß, welches wir durch das Wort Familie bezeichnen.

Also schon in Bezug auf die Fortpflanzung unterscheidet sich der Mensch vom Thier wesentlich durch das Familienleben. Die Familie zerstören wollen ist entweder eine große Verirrung oder eine große Nötheit. Sie beruht in der Natur und begründet, mit sittlichem Bewußtsein erfaßt, das schönste, wahrste und sicherste Glück des Menschen. Das Thier hat keine Familie, weil es keine Vernunft hat; die Vernunft kann die Familie nicht zerstören wollen, weil sie damit die bloße rohe Natur herstellen, d. i. die Sittlichkeit und mit der Sittlichkeit sich selbst zerstören würde.

Je wichtiger nun aber die Familie für die Gesellschaft und den Einzelnen ist, je höher und edler ihr Begriff gefaßt wird, um so mehr muß als ihre Grundbedingung diejenige Freiheit erkannt werden, welche allein eine volle Uebereinstimmung, eine wahre Abhängigkeit, eine innige Vereinigung zwischen Mann und Weib zuläßt. Auf die Wahl darf nichts einwirken, als die freie Zuneigung; der Trennung darf nichts im Wege stehen, als die innere Unmöglichkeit der Harmonie. Die Familie ist nicht denkbar ohne eigentliche Ehe, die Ehe nicht denkbar ohne Liebe, die Liebe aber ist nicht mehr abgegrenzt von der Prostitution, wenn ein Band des Zwanges das freie Band der Vereinigung überzieht. Soll die Fortpflanzung, um diesen Punkt festzuhalten, eine sittliche Bedeutung und sittliche Folgen haben, so darf sie nicht vor sich gehen in rohem, thier-

schem Zusammentreffen, aber eben so wenig in falschen oder erzwungenen Verhältnissen. Jedes Kind, das aus einer Verbindung entspringt, welche aufgehört haben würde, wenn nicht äußere Rücksichten oder zwingende Fesseln sie zusammenhielten, vererbt den Fluch des Unglücks und der Unzittlichkeit auf die weitere Nachkommenschaft.

Als zweiten Zweck der Ehe, welchen wir zugleich ihren Ursprung nennen müssen, bezeichne ich die Liebe. Ich spare mir die Mühe, gegen Philosophen anzukämpfen, welche die Existenz der Liebe leugnen wollen. Zugleich aber begnügen mich nicht damit, die Liebe bloß in ihrer romantischen Gestalt aufzufassen, und will nicht aus einem Rausch der Sinne und der Phantasie einen Grundpfeiler der sittlichen Ordnung der Dinge konstruiren. Ich lasse das Glück, welches dieser Rausch mit sich führt, in seiner Schönheit bestehen, wo es vorhanden ist; aber wir müssen seinen Inhalt auf die Basis der Vernunft stellen und aus dem Rausch ein Bewußtsein machen. Dies geschieht, indem wir die Liebe zurückführen auf das volle Bewußtsein des Menschen von seiner Selbstherrlichkeit in der Welt, von seinem Werth und seiner Freiheit, dann aber auf die wahre Erkenntniß der Vorzüge an äußerer oder innerer Schönheit, welche in den Liebenden nicht bloß ein sinnliches, sondern zugleich ein sittliches und ästhetisches Bedürfniß befriedigen. Die Liebenden müssen einander Das werden, was die Menschen bis jetzt durch die Worte „Gott“ und „Gottin“ in die Wolken versetzten, ja sie müssen sich mehr werden, nämlich die realisierten Ideale ihrer sittlichen Anschauung und ihres Schönheitssinnes. Lernen sie sich in diesem Sinne suchen und erkennen, so wird die Liebe eine dauernde Begeisterung und Schiller wird eine Lüge ausgesprochen haben in dem Wort, das leider auf die meisten jehigen Verhältnisse paßt:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier

Reift der schöne Wahn entzwei.

Im Gegenthil, der schöne Wahn wird zur schönen Wahrheit werden. Jede wirkliche Liebe edler und intelligenter Menschen wird durch die geschlechtliche Vereinigung nur bestätigt. Das sogenannte „Ehebett“ ist das Grab der falschen, aber die Bundealde der wahren Liebe.

Der Mangel an Liebe beruht stets entweder in einer sittlichen Verkommenheit oder in einer falschen Wahl. Man erziehe die Menschen zur Liebe und lasse ihnen die Freiheit, eine falsche Wahl durch Trennung aufzuheben, so wird die wahre Ehe tausend Verhältnisse verdrängen, die jetzt nichts sind, als Anstalten zur Verwigigung des Unglücks und der Prostitution.

Man nennt die Liebe „blind“. Zu welchem Zweck? Gesetzt, es ließe sich konstatiren, daß die leidenschaftliche Zuneigung zweier Menschen auf einer Täuschung beruhe, welche ihre Eigenschaften gegenseitig verschönere und erhöhe, so wäre damit das Glück nicht zerstört, das sie sich gegenseitig bereiten. Auf jeden Fall aber wird durch die Vorstellung, die sie sich von einander machen, ihre Fähigkeit dargestellt, ein gewisses Ideal zu erfassen, und zeigt es sich im Laufe ihrer Bekanntschaft, daß dieses Ideal

nicht erreicht wird, so kann dies nur eine Anleitung sein, dasselbe in einem andern Verhältniß um so sicherer zu finden.

Uebrigens ließe sich gegen die Blindheit der Liebe Vieles einwenden. Ich wäre sehr geneigt, ihr Scharfsichtigkeit zuzuschreiben. Das liebende Interesse schärft gerade den Blick zur Erkenntning und Schätzung von Eigenschaften, die der Gleichgültige überseht oder nicht würdigt. Auf diese Weise wären denn grade Diejenigen die Blinden, welche der Liebe Blindheit vorwerfen, und es käme nur darauf an, die Menschen unter einen Gesichtspunkt der Liebe zu bringen, um ihnen die Erkenntning und Würdigung ihrer Eigenschaften zu sichern.

Aber, wird man fragen, wenn auch alle diese Zugeständnisse der Liebe gemacht werden sollen, wird sie im Stande sein, ein ganzes Leben auszufüllen? Kann sie, wenn sie auch die Flitterwochen, die Wochen der Probe auf die Möglichkeit einer Täuschung überdauert, so lange die Herzen befriedigen, daß nicht das Bedürfniß der Veränderung ihren Werth zu nichts macht und zuletzt eine Anarchie der Neigungen herbeiführt?

Diese Frage führt uns zu dem dritten Wort, wodurch ich Zweck und Inhalt der Ehe angab, zur Freundschaft.

Ich nehme also allerdings an, daß die Liebe in der Ehe aus dem Zustand leidenschaftlicher Unabhängigkeit in eine ruhige Freundschaft übergeht; aber zugleich stelle ich die Behauptung auf, daß es nur in der Ehe eine wahre Freundschaft gebe.

Die Frage, ob zwischen Personen desselben Geschlechts eine wirkliche Freundschaft möglich sei, ist, so viel ich weiß, nirgendwo vom Zweifel beantwortet worden. Und doch bin ich sehr geneigt, sie genau mit Nein zu beantworten.

Allen Sympathien und Antipathien des Menschen ist der Egoismus, im guten Sinn, zum Grunde zu legen. Das Interesse ist der natürliche Leiter bei allen Schritten und es ist keine Gefahr dabei, dies anzuerkennen, wenn diesem Leiter als Prüfer das richtige, allgemeine Prinzip zugestellt wird, also die Verfolgung des Interesses unter stiftlicher Kontrolle steht.

Der Bestand und Werth eines Bündnisses zweier Personen hängt lediglich davon ab, daß diese Personen geeignet sind, gegenseitig ihrem Egoismus zu entsprechen, also gegenseitig ihre Bedürfnisse zu befriedigen, mögen diese Bedürfnisse nun Geistes- oder Herzens- oder physische Bedürfnisse sein. Nun ist es aber klar und die Erfahrung bestätigt es alle Tage, daß zwei Personen desselben Geschlechts, wenn sie auch durch einzelne Eigenschaften sich anziehen oder einander entsprechen, doch niemals auf die Dauer in allen Dingen ein und dasselbe Interesse haben können, sondern früh oder spät als Konkurrenten in irgend einem Falle gegen einander auftreten müssen. Einzelne Beispiele des Gegenthels kommen nur vor, wo Ueberspannung und Schwärmerie das persönliche Interesse der verschiedenen Personen einer Abstraktion des Freundschaftsverhältnisses opfert, oder wo die Umstände die beiden Personen in einer

gewissen Entfernung von einander halten, so daß die Konkurrenz der beiderseitigen Interessen keinen Konfliktpunkt findet. Soll bei stetem Beisammensein ein Konflikt und eine Entfremdung vermieden werden, so muß die eine Person ihre Selbstständigkeit so weit aufgeben, daß das Uebergewicht der andern in eine dominirende Leitung übergeht. Ist dies aber der Fall, so geht auch der eigentliche Begriff der Freundschaft, die zwischen Personen desselben Geschlechts bestehen soll, verloren.

Unter Männern ist es bald der Ehrgeiz, bald die Parteisache, bald die Reibung der Charaktere, bald die Differenz der prinzipiellen Überzeugung u. s. w., unter Weibern gewöhnlich die Liebestonkurrenz, die Eifersucht, die Eitelkeit u. s. w., was die Freundschaft zum Brüche bringt. Doch diese Kollisionspunkte verschwinden ganz neben der Alles entscheidenden That sache, daß Personen von einerlei Geschlecht gar nicht die Eigenschaften besitzen und besitzen können, welche sie in den Stand setzen sollen, einander ganz zu genügen, einander ganz auszugleichen und, ich möchte sagen, die Zähne an dem Räderwerk ihres Egoismus ganz in einander greifen zu lassen. Der Mann kann dem Manne niemals das Weib, das Weib dem Weibe niemals den Mann, wohl aber kann dem Manne das Weib den Mann und dem Weibe der Mann das Weib ersehen. Die Unzulänglichkeit der Freundschaft unter Personen desselben Geschlechts haben am Sprechendsten die Griechen dargethan, welche die Freundschaftsverhältnisse, in die sich der Zeitgeschmack der Männer verirrte, gleichsam durch naturwidrige Herüberziehung des weiblichen Elements, der „Liebe“, zu vervollständigen suchten. Gewöhnt, die Weiber als untergeordnete Wesen zu betrachten, aber doch nicht im Stande, sich der Anerkennung des weiblichen Elements zu entziehen, verlegten sie dasselbe, wie es scheint, zum Theil in die Jünglinge, um seine Anerkennung durch das männliche Geschlecht zu sanktioniren. Und indem sie dadurch das Weib unbewußt herabsetzten, rächteten sie es zugleich an sich selbst, indem sie sich durch das Weibliche zu vervollständigen, zu idealisiren suchten.

Die Bestimmung der beiden Geschlechter ist es, einander zu vervollständigen, einander zu vollständigen Menschen zu ergänzen. Diese Ergänzung ist das Band wahrer Freundschaft, und wenn von der einen Seite der Schriftsteller nicht ganz Unrecht hat, welcher sagt: „ein Mann und eine Frau machen zusammen zwei Engel, zwei Frauen aber machen zusammen zwei Teufel“, so trifft auf der andern Seite Rousseau genau die Wahrheit, indem er sagt: „der beste Freund eines Mannes ist seine Frau“. Ich gebe zu, daß das psychologische Interesse und die Gemeinsamkeit idealer Zwecke unter Männern ein Verhältniß herbeiführen kann, welches den Namen Freundschaft verdient; allein nach unsern Begriffen erfordert die ganze Freundschaft auch eine gänzliche Hingabe, ein ganzes Vertrauen und eine gegenseitige Unentbehrlichkeit, die unter Männern eben so wenig vorhanden ist wie unter Weibern und nur durch die Geschlechtsverschiedenheit bedingt wird.

Die Verschiedenheit der zwei Geschlechter ist auch in Bezug auf die äußere Charakterhaltung durchaus und allein geeignet, ein Freundschaftsverhältniß zu begründen. Während der Mann als Repräsentant der Kraft dem Weibe imponirt, ist die schmiegsame Natur des Weibes ganz dazu gemacht, dem männlichen Übergewicht sich unterzuordnen, ohne daß die Unterordnung in ein Aufgeben der Persönlichkeit oder eine slavische Abhängigkeit übergeht. Von der andern Seite macht der Mann nur dem schwachen Weib Konzessionen, die er einem Niven an Kraft niemals machen würde. Nur Mann und Frau können die geeignete Subordination mit gerechter Koordination naturgemäß vereinigen.

Das Weib ist aber nicht bloß schmiegsam, es ist auch treu, innig und ausopfernd. Das Weib verwächst in das Verhältniß zu seinem Freunde mit ganzer Seele, und wo der schroffere Egoismus oder die polemische Natur des Mannes einen Riß entstehen läßt, weiß die Liebe des Weibes ihn gleich wieder auszufüllen. Das Weib ist das einigende Element bei der Knüpfung und das versöhnende bei der Erhaltung eines Verhältnisses. Das Weib ist nicht bloß ein ganzer Freund, sondern es hört auch nicht auf es zu sein, wenn der Mann nicht die Freundschaft geradezu unmöglich macht. Wenn ich mich zu besinnen habe, ob ich jemals ganze Freunde, so bin ich gewiß, daß ich ganze Freundinnen gefunden habe.

Da hier von der Ehe die Rede ist, so versteht es sich, daß die Freundschaft nur als eine Form oder Modifikation der Liebe aufgefaßt werden kann. Sie ist die Liebe ohne die Leidenschaft der Liebe, sie ist die Liebe ohne Sinnlichkeit, sie ist das Wohlwollen und das Vertrauen, eingeleitet und festgesetzt durch die geschlechtliche Hingabe und Vereinigung. Sie vereinigt also, ich möchte sagen, mit der Befriedigung des Egoismus zugleich die größte Egoismuslosigkeit und ist deshalb durchaus geeignet, ein Verhältniß für das ganze Leben zu begründen. Uebrigens ist damit nicht die Nothwendigkeit zugegeben, daß eine wirkliche Ehe nur in einer Vereinigung auf Lebenszeit bestehen könne.

Nachdem wir die drei Hauptzwecke und Erfordernisse der Ehe festgestellt, müssen wir noch einen Punkt beseitigen, der sich auf ein besonderes Recht bezieht, das die Männer vor den Weibern voraus haben wollen, ein Recht, das, wenn es bestände, jede Ehe unmöglich machen würde. Ich meine das prätendirte Recht der sinnlichen Extravaganz.

Wir haben gesehen, wie das männliche Geschlecht in der Liebe entartet ist. Das Weib ist die Bestalinn geblieben, welche das Feuer der Liebe in seiner Reinheit gewahrt hat, während der Mann es im Rauch sinnlicher Leidenschaft erstikte. Während der Mann im Allgemeinen stets sinnlich disponirt ist, auch ohne das mindeste höhere Interesse für das Weib zu empfinden, welches ihm dient, erwacht die Begierde des Weibes in der Regel nur durch die Liebe, und eine Hingabe ohne Zuneigung ist dem wahren und edleren Weibe völlig fremd. Bei ihm hastet die Begierde nicht bloß am Geschlecht, wie beim Manne, sondern zugleich an

der Person. Ausgezeichnete Weiber haben mir ohne Rückhalt ihre Gedanken über diesen Punkt ausgesprochen. Sie geben die Möglichkeit zu, daß ein Moment der Überraschung auch einem fremden Manne gegenüber, wenn derselbe durch Schönheit oder Männlichkeit imponire, das Weib in sinnliche Aufregung versetzen könne, aber zwischen dieser Aufregung und einer Hingabe liege auch in solchem Fall noch ein weiter Weg und jedenfalls könne mit einer bloß körperlichen Hingabe nie für das Weib ein Verhältniß abgeschlossen und sein Wunsch erfüllt sein. Dies liege nicht bloß in der Erziehung, sondern auch in der Natur des Weibes.

Das Weib ist sinnlich, wenn es liebt, während der Mann in der Regel nur liebt, wenn er sinnlich ist. Es fragt sich nun: besteht hier ein wesentlicher Naturunterschied oder nicht? Hat beim Manne die Sinnlichkeit ein besonderes Bedürfniß neben der Liebe, mithin ein besonderes Recht, oder nicht? Oder ist von ihm zu fordern, daß er gleich dem Weibe die Sinnlichkeit in den Grenzen der Liebe halte? Es gibt hier Punkte zu erörtern, auf die sehr viel ankommt, über die sich aber noch keine feste Ansicht gebildet zu haben scheint, namentlich deshalb, weil die Heuchelei oder der Egoismus sie nicht zur Sprache bringen wollte. Ich aber habe mir vorgenommen, alle menschliche Fragen menschlich zu besprechen. Nur die Röheit oder das böse Gewissen hat zu fürchten, bei solcher Besprechung zu weit zu gehen.

Die gewöhnliche Ansicht geht dahin, der Mann habe mehr sinnliche Bedürfnisse, namentlich mehr Bedürfniß der Abwechselung, mithin mehr Recht zu dessen Befriedigung, als das Weib. Selbst geistreiche Männer, die nicht durch Erziehung vorzugsweise sinnlich disponirt waren und die sich durch ein sittliches Streben auszeichneten, habe ich ihre Ansicht dahin aussprechen hören, daß im Staat der Zukunft der Mann sich nicht auf ein einziges Weib beschränken könne, sondern die Freiheit haben müsse, mit einer beliebigen Anzahl Weiber, die indes nicht beisammen zu wohnen brauchten, gleichzeitig in einem (sogen.) ehelichen Verhältniß zu leben.

Der Mann soll also gleichsam ein menschlicher Hahn sein, der sich einen Hof von menschlichen Hühnern hält.

Wenn die Weiber Hühner wären, so ist nicht zu bezweifeln, daß die Hähne sie zahlreich genug um sich versammeln würden. Aber die erste Schwierigkeit, auf die wir hier stoßen, ist das Widerstreben der Weiber. Man frage unter allen Weibern herum und man wird nicht ein einziges finden, welches bereit wäre, einen geliebten Mann mit einem andern Weibe zu theilen, es müßte denn, wie bei den Mormonen, durch einen dummen Fanatismus um sein Bewußtsein gekommen sein. Der Graf von Gleichen müßte in unsrer Zeit sein breites Gebet um die Hälfte schmäler machen lassen. Nur ganz bedeutenden, imponirenden männlichen Erscheinungen, wie z. B. Götthe und Napoleon, ist es gelungen, mehrere Weiber zugleich theilweise zu beglücken oder den Einspruch der Nivalität bei ihnen zum Schweigen

zu bringen. Das Weib wird durch das richtige Gefühl geleitet, daß ein wirkliches Eheverhältniß nur unter zwei Personen existiren könne. Und indem das Weib diesem Gefühl gemäß die Zumuthung zurückweist, den Geliebten mit andern Weibern zu theilen, macht es nur von seinem Rechte Gebrauch, und bei der Aufstellung dieses Rechts wird es an die Männer die Frage richten: welcher von ihnen sich die Zumuthung machen lasse, mit andern Männern seine Geliebte zu theilen?

Was ein Mann oder ein Weib an Liebe, an Vertrauen, an Hingabe besteht, das findet seine vollständige Verwendung bei einer Person. Es ist nicht möglich, zwei Männer oder zwei Weiber zugleich wahrhaft zu lieben. Ein Mann kann zu gleicher Zeit zwanzig Maitressen, aber nicht zwei Frauen haben. Das Weib aber hat das Recht, Frau sein zu wollen, es hat das Recht zu fordern, daß ihm Alles gegeben werde, was es selbst bietet, und es ist eine Verkenntung seines Rechts nicht minder wie der Natur der Ehe, wenn man dem Weibe die Bescheidenheit zutraut, sich mit ihrer Liebe gleichsam auf die Lauer zu sehen, bis der Geliebte bei ihren Kolleginnen die Runde gemacht hat und die Melche des Besuchs an sie kommt.

Das Weib verlangt nicht mehrere Männer, aber Einen will es ganz. Nur entartete Weiber, durch Erziehung und Umgebung an Sittenlosigkeit gewöhnt, oder durch eine abnorme Körperbeschaffenheit getrieben, können Verhältnisse mit mehreren Männern zugleich unterhalten oder gar in die Fußstapfen einer Messaline treten, von welcher Juvenal sagt, daß sie aus den Schlupfwinkeln der Lust „ermattet, aber nicht gesättigt“ nach Hause zu gehen pflegte. Wollen die Männer auf das sinnliche Vermögen ein Recht gründen, mit mehreren Weibern zugleich „ehelichen“ Umgang zu pflegen, so haben sie Gelegenheit sich durch Pariser Messalinen überzeugen zu lassen, daß die Weiber das Recht geltend machen könnten, fünfzig Männer zu haben, wo ein Mann fünf Weiber verlangte.

Von der andern Seite aber könnten sie sich durch edle Weiber, welche sich der Liebe mit voller Freiheit und ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt hingaben, überzeugen lassen, daß es kein Bedürfniß des weiblichen Geschlechts ist, über mehrere Männer zugleich zu verfügen. Die Nonnen, die Sand u. s. w. haben sich nicht auf Ein Liebesverhältniß beschränkt, aber sie haben niemals zwei Männer zugleich geliebt, d. h. mit zwei Männern zugleich ein Eheverhältniß unterhalten. Sie haben jedes einzelne Verhältniß unversehrt erhalten, bis es sich überlebt hatte, und dann ein neues begonnen, also eine neue Ehe geschlossen. Und sicher würden sie sich an einen einzigen Mann gehalten haben, wenn sie einen gefunden hätten, der die Eigenschaften besaß, so außerordentliche Weiber ihr ganzes Leben lang zu beglücken oder zu interessiren.

Betrachten wir es daher als feststehend, daß das Weib, wie es nicht mehrere Männer zugleich begehrts, so auch im Eheverhältniß keine Neben-

buhlerinnen duldet. Könnte es also zweifelhaft sein, ob der Mann sich auf je ein Weib zu beschränken habe, so würde die Stimme des Weibes den Ausschlag geben. Es wäre vernunftwidrig, anzunehmen, daß es in der Natur des Mannes liege, mehrerer Weiber zugleich zu bedürfen, in der Natur des Weibes dagegen, die Entfernung dieses Bedürfnisses als eine Lebensfrage zu behandeln. Wo es Völker gab oder gibt, bei denen der Mann sich neben der „Ehefrau“ Beischläferinnen hielt (z. B. die Wilden, die Alten, die Muselmänner), da finden wir diese Unsitte eben in einer Entrechtung und Herabwürdigung des Weibes begründet, welcher dasselbe sich nur so lang fügt, als es nicht zum Bewußtsein seiner selbst gelangt ist. Eine solche Herabwürdigung hat den nämlichen Ursprung, wie die der indischen Weiber, welche sich dem todteten Manne zu Ehren in die Flammen stürzen müssen. Ich komme daher zu der Folgerung, daß die Ansprüche der Männer auf Abwechselung lediglich in den bisherigen Verhältnissen und der bisherigen Erziehung ihren Grund haben und die Stimme des Weibes sie in die richtigen Schranken zurückzuweisen hat. Ein Mann, welcher auf unserm Kulturstandpunkte mehrere Weiber zugleich begehrts, gerath also

- 1) in Widerstreit mit dem Willen jedes einzelnen derselben und kann nur durch Betrug und Verheimlichung zu seinem Zweck gelangen.
- 2) verlebt er das Recht,
- 3) beleidigt er die Würde des Weibes und
- 4) zerstört er die Ehe und mit ihr die Sittlichkeit in dem Verhältniß der beiden Geschlechter.

Wie nun die Ehe und Sittlichkeit sichern? Wie den Einspruch der männlichen Begierde beseitigen, welche unter den jetzigen Verhältnissen stets über die Grenzen der Sittlichkeit hinausdrängt? Die Erreichung dieses Zwecks ist nach Allem, was bisher erörtert worden, nicht zu hoffen ohne die Erfüllung folgender Forderungen:

- 1) Sicherung der Jugend vor geheimen Lastern durch freie öffentliche Erziehung, geeignete Beschäftigung und genaue Aufsicht, damit nicht der Trieb der Lust widernatürlich früh gepflegt werde und die Befähigung zur Geschlechtsliebe untergrabe.
- 2) Frühzeitige Verehelichung der jungen Männer und Jungfrauen, damit nicht der Mangel an Gelegenheit zur Befriedigung des erwachsenen Geschlechtsbedürfnisses sie auf Abwege treibe. Es wird dabei unterstellt, daß das zu frühzeitige Hervortreten der Geschlechtsbegierde eben Folge der bisherigen schlechten Erziehung ist und daß der junge Mann vor der Zeit seiner Verehelichung kein Geschlechtsbedürfniß zu befriedigen hat. Er ist also bei der Verehelichung nicht an Ausschweifung gewöhnt, seine erste Geschlechtsbefriedigung fällt zusammen mit seiner ersten Liebe, und hierdurch wird er auf den Standpunkt der Sittlichkeit zurückgeführt, auf welchem der nicht der Prostitution anheimgefallene Theil des weiblichen Geschlechts stehen geblieben ist. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes wird also ganz in das ehe-

lichen Verhältniß verwiesen. Damit es aber möglich gemacht werde, die sittliche Schranke aufrecht zu erhalten, muß

3) die Freiheit der Verehelichung nicht durch weitsäufige Formalitäten und hemmende Bedingungen beschränkt werden. Das Einverständniß der Liebenden und die Anzeige über ihre Verbindung muß zur Schließung einer Ehe genügen. Nicht der Pfaffe macht die Ehe, nicht das Gesetz macht die Ehe, nicht die Eltern machen die Ehe, nicht der Bürgermeister macht die Ehe, sondern die Liebe und Uebereinstimmung der Gatten macht sie. Man mache sie also von nichts abhängig als von den Bedingungen ihrer Existenz.

4) Die Freiheit, welche bei der Schließung der Ehe herrscht, muß auch bei der Trennung herrschen. Ob der Zweck der Ehe erreicht worden, das kann nur dem Urtheil Derer überlassen sein, welche sie geschlossen haben. Fühlen sie sich nicht befriedigt, so heißt es die Ehe mit Gewalt zerstören, wenn man sie mit Gewalt zusammenzuhalten sucht. Durch diese Gewalt würde wieder das eingeführt, was eben hauptsächlich verhütet werden soll, nämlich Ausschweifung außerhalb der Ehe. Die Verehelichten sind nicht der Ehe wegen, sondern die Ehe ist der Verehelichen wegen da, es müssen sich also ihre Bände lösen, wenn sie Fesseln geworden sind. Was ist der Zweck der Ehe? Wir haben gesehen: Fortpflanzung, Liebe, Freundschaft! Und dazu wollt ihr uns zwingen durch Erschwerung der Scheidung? Seltsame Wahnsinn!

5) Sorge des Staats für die Kindererziehung. Wenn die Eltern länger als etwa die ersten Jahre durch die Sorge für die Erhaltung und Erziehung der Kinder an das Eheverhältniß gefesselt sind, so entsteht, namentlich unter ungeordneten ökonomischen Verhältnissen, entweder die Gefahr, daß sie ihre Elternpflicht auf Kosten der Ehe erfüllen, indem sie wider ihre Neigung beisammen bleiben, oder daß bei der Trennung die Last der Kinderversorgung bloß dem einen Theile zufällt, oder endlich daß diese Versorgung zum Nachtheil der Kinder ausschlägt. Sind übrigens die Eltern bemittelt genug, um die Staatshülfe entbehren zu können, so werden sie natürlich auch ohne dieselbe vor der Gefahr gesichert sein, daß der Sorge ihre Liebe oder ihre Freiheit geopfert werde; die meisten aber sind unbemittelt und der Staat verliert wahrlich nichts dabei, daß er ihnen durch die Erziehungskosten die Gelegenheit abkaufst, gesittete und glückliche Bürger zu erziehen, statt unsittliche und unglückliche. So lang indeß der Staat nicht dazu gelangt ist, in letzter Instanz allen Kindern die Erziehung zu sichern, versteht es sich von selbst, daß mit der Freiheit, die Ehe beliebig zu trennen, die gemeinsame Verpflichtung der Eltern verbunden bleiben muß, die Erziehung und Versorgung ihrer Kinder zu übernehmen.

Die Einwendungen und Bedenken, welche man gegen diese Forderungen erheben wird, sind leicht vorauszusehen, zumal da bei der Beurtheilung von Ansprüchen, die an eine künftige Gestaltung der gesellschaft-

lichen Zustände gestellt werden, die Gegner gar zu gern nur die bestehenden Verhältnisse zur Grundlage ihrer Voraussetzungen machen. Zunächst wird man die „sittliche“ Besorgniß aussprechen, daß die Freiheit, ein eheliches Verhältniß nach Belieben zu schließen und wieder aufzulösen, die Menschen in Gefahr bringen werde, die Ehe bloß als Mittel der Abwechslung bei der Befriedigung ihrer Begierden zu benutzen. Man werde sich heute verbinden und morgen einander wieder verlassen u. s. w. Gesetzt, eine derartige Voraussetzung könnte eintreffen, so beantworte man sich zunächst die Frage, ob dadurch der sittliche Zustand der Gesellschaft schlimmer werden könnte als er jetzt ist? Als ob die jetzige Gesellschaft dabei irgend ein Risiko laufen könnte! Wäre selbst die offen proklamierte Freiheit der Unzucht im Stande, die Menschen auf einen höhern und ekelhafteren Grad der Sittenverderbniß zu treiben, als die jetzige geheime Prostitution erreicht hat? Sicher nicht. Aber man stelle sich auf einen andern Standpunkt. Man vergegenwärtige sich, daß man sich in einer durchweg gebildeten, normal zusammengesetzten, in ihren Hauptinteressen gesicherten, zur Freiheit erzogenen Gesellschaft befindet und frage sich, ob in solcher Gesellschaft der Mann die Freuden eines innigen Verhältnisses mit einem geliebten Weibe und das Glück, in seinen Kindern gleichsam die Fortsetzung seiner Existenz gesichert zu sehen, geringer anschlagen werde als die türkische Genugthuung, jede Nacht eine andere Beischläferin zu haben? Sodann behalte man im Auge, daß die Weiber der Zukunft nicht die Weiber der Gegenwart sind, und frage namentlich, ob dieselben, wenn sie ökonomisch unabhängig von den Männern geworden, sich noch dazu verstehen und ein Glück darin finden werden, bloß die wechselnden Beischläferinnen moderner Türken zu sein? Diejenigen Verehelichten, welche ganz zusammen passen und sich glücklich mit einander fühlen, werden sich wahrlich nicht bloß deshalb trennen, weil sie volle Freiheit dazu haben, und Diejenigen, welche sich nicht glücklich beisammen fühlen, können durch freien Wechsel sich und der Gesellschaft jedenfalls nicht so viel schaden wie jetzt. Man denke sich sogar, daß ein Mann sich jedes Jahr mit einer andern Frau verbinde und erwäge dann, ob es unsittlicher sei, daß er in seinem Leben ein Paar Dutzend Frauen oder daß er einige Hundert Maitressen gehabt habe?

Eine weitere Frage der Bedenklichen, die eben nur nach den gegenwärtigen Zuständen ihre Berechnung machen, wird sein, ob die Freiheit des Ehewechsels und die Versorgung der Kinder durch den Staat nicht die Familie zerstören müsse?

Die Familie bildet sich durch die Anhänglichkeit der Ehegatten unter einander und durch die Liebe zu ihren Kindern. Diese Anhänglichkeit und diese Liebe sind ein natürliches Bedürfniß und befriedigen ein Interesse, welches durch kein höheres oder größeres verdrängt werden kann. Es ist also eine ganz falsche Voraussetzung, daß für Eltern, die sich wirklich lieben, die Auflösung der Familie ein Interesse habe; für und durch diejenigen aber, die sich nicht lieben, verliert die Familie allen Werth und

alle sittliche Natur. Es ist daher eine Wohlthat für die sittliche Gesellschaft, solchen Familien die Auflösung möglich zu machen. Ueberdies besteht das Bedürfniß der Eltern, die Kinder stets bei sich zu haben, in der Regel nur in den ersten Lebensjahren der letztern. Endlich aber wird durch die Aufnahme der Kinder in öffentliche Anstalten eine Trennung derselben von den Eltern durchaus nicht bedingt, vielmehr wird der Verkehr unter beiden stets so weit freigegeben werden müssen, als es der Zweck der Anstalt gestattet.

Es versteht sich von selbst, daß ein Zwang, die Kinder in einem gewissen Alter öffentlichen Anstalten zu übergeben, für die Eltern nicht bestehen soll; der Staat soll nur die Gelegenheit dazu bieten. Thut er dies aber in rechter Weise, so wird eben auch kein Zwang nöthig erscheinen.

Die Erreichung eines Ideals, sei es in welchem Gebiet es wolle, wird sich kein vernünftiger Mensch in den Kopf setzen. Bei allen Reformbestrebungen muß das richtige Prinzip als ideale Richtschnur herausgefunden und vorangestellt werden. Die möglichste Annäherung ist dann Sache der Umstände und praktischen Möglichkeiten. Es wird daher auch nicht daran gedacht, daß die Erfüllung obiger Forderungen alle unsittlichen Elemente aus der Gesellschaft entfernen werde. Eben so wenig ist die Nede davon, einen neuen Zustand über Nacht zu gründen oder die Nachwirkungen früherer Zustände sofort abzuschneiden. Genug, wenn die aufgestellten Grundsätze als richtig erkannt werden, Anhänger gewinnen und, so weit es möglich ist, den Ausgellärten beider Geschlechter schon jetzt zur Richtschnur ihres Handelns dienen. Ich würde mich glücklich schäzen, wenn ich dazu beiträge, daß die Ehe, diese schönste Verhältniß des menschlichen Lebens, in seiner ganzen Wichtigkeit, aber auch in seinen sittlichen Bedingungen erfaßt würde und daß Diejenigen, welche hierzu im Stande sind, zugleich den Mut hätteten, durch ihr Handeln die Freiheit, gepaart mit sittlicher Strenge und Gewissenhaftigkeit, als die erste Bedingung einer wahren Ehe aufzustellen.

9.

Ehebruch.

Die Leute der offiziellen Sittlichkeit und der theologischen Moral werden sich pflichtschuldig empören über die Behauptung, daß es im Grunde gar keinen Ehebruch gebe. Sie werden glauben, die moralische Welt, deren Hauptaufgabe bisher darin bestanden zu haben scheint, möglichst viel Verbrechen zu schaffen, um möglichst viel verdammen zu können, diese moralische Welt müsse untergehen, wenn man sie um eins ihrer pikantesten Verbrechen ärmer mache. Und doch wird sich die Welt am Ende diesen Verlust müssen gefallen lassen und sogar zu der Erkenntniß kommen, daß zur Zerstörung des pikanten Verbrechens im Prinzip eine strengere sittliche Aussöhnung erforderlich ist, als zur Beibehaltung desselben.

Soll die Ehe gebrochen werden, so muß der Bruch nothwendig durch Das hindurch gehen, was die Ehe bildet, was ihr Wesen, ihre Bedingung, ihr Inhalt ist. Die Ehe ist kein Kontrakt, kein Geschäftsvertrag, sie ist ein Herzensbund und die Liebe ist die Bedingung dieses Bundes. Ein Ehebruch muß also ein Bruch der Liebe sein, die Liebe aber bricht nicht sich selbst, ihr Bruch ist also gleichbedeutend mit Mangel an Liebe, und da eine Ehe ohne Liebe keine Ehe mehr ist, kann ein sogenannter Ehebruch nichts Anderes sein, als ein thatsfächlicher Beweis, daß keine Ehe mehr existirt.

Es gibt eben so wenig einen Ehebruch wie einen Nachtbruch, einen Tagbruch u. s. w. Wenn es Tag wird, ist es eben nicht mehr Nacht, und wenn es Nacht wird, ist es nicht mehr Tag. Wenn Jemand Neigung zu Dem verspürt, was man Ehebruch nennt, so ist der Ehebruch schon vollendet ohne die That. Es existirt dann schon keine Ehe mehr, weil keine Liebe mehr existirt, weil die zur Ehe erforderliche Liebe entweder nicht vorhanden war oder durch eine andere verdrängt ist.

Die frommen Moralisten werden nun sagen, dieß heiße den Ehebruch freigeben unter dem Vorwand des Absterbens der alten und des Erwachens einer neuen Liebe. Aber diese frommen Leute wissen eben nicht, was Liebe ist. Die Liebe ist keine Sache der Willkür. Wer liebt, wird und kann eben so wenig die Liebe aufgeben zu irgend einem Zweck, als Derjenige, der nicht liebt, zu irgend einem Zweck eine Liebe erzwingen kann.

Es ist eben unsere „sittliche“ Verfehrung der sittlichen Begriffe, welche es bis jetzt möglich gemacht hat, eine Ehe in Kours zu bringen und bestehen zu lassen ohne das Erforderniß der Ehe, die Liebe. Die wahre Sittlichkeit fordert, daß die Ehe auch äußerlich aufgelöst werde, wenn sie innerlich aufgehört hat eine Ehe zu sein, wenn sie also nichts mehr ist als ein Verhältniß des Zwanges, der Heuchelei, der Prostitution. Die Heuchelei der frommen Moralisten hält aber mit Gewalt das äußere Verhältniß noch fest, wenn auch Zweck, Wesen und Inhalt verloren gegangen, das innere Band zerrissen ist, und entzieht sich ein Theil diesem Zwang, um auswärts die beleidigte Freiheit zu rächen und die Früchte erzwungener Heuchelei an's Licht zu bringen, so nennt man diesen Beweis einer nicht mehr existirenden Ehe — Ehebruch.

Der Ehebruch soll ein Bruch der Treue sein. Aber was ist Treue? Sie ist weiter nichts als eine behältige Liebe. Wenn aber eine Liebe behältigt werden soll, muß sie vor allen Dingen existiren. So lang ich liebe, kann ich nicht „untreu“ werden, und sobald ich untreu bin, liebe ich nicht mehr. Eine von der Liebe gesonderte Treue anzunehmen, ist geradezu ein Widerspruch in der Voraussetzung. Die Treue ist die in der That und durch die That fortwährende Liebe. Sie ist also im Grunde gar keine Pflicht, sondern eine Gesinnung oder eine Notwendigkeit dieser Gesinnung. Eine Treue ohne diese Gesinnung, also

eine bloß körperliche oder mechanische Enthaltsamkeit, kann für das Wesen und den Zweck der Ehe nicht den mindesten sittlichen Werth haben.

Aber es sind wieder die Männer und die Frommen, welche die Erfahrung gemacht haben, daß es auch eine Treue ohne Liebe, ohne treue Gesinnung, d. h. eine Selbstverleugnung gebe, welche, einem fremden, eingebildeten Zwecke zu lieb, ihr Gefühl einem falschen Verhältniß opfern müsse. Wie wir oben gesehen, hatte der Mann, als der Stärkere, sich gewöhnt, in beliebiger Art und beliebigem Wechsel über das herabgewürdigte schwächere Geschlecht zu verfügen, welchem sein rohes Herz noch keinen dauernden Reiz abgewinnen konnte. Dennoch mußte ihn sein Gefühl nach und nach zu der Erwägung bringen, ob nicht das Weib im Grunde ein Recht und um so mehr Recht habe, seinem Beispiel zu folgen, je öfter er ihm damit voranging. Das Weib aber machte von diesem Rechte keinen Gebrauch, weil es ihn trotz seiner Willkür fort und fort liebte, und diese unverdiente Treue erschien ihm so erstaunlich und schwer, daß er darin eine ganz besondere Tugend erblickte. Und da er ein Egoist und Despot war, machte er auf diese Treue, über die er sich Anfangs gewundert hatte, später ein Recht geltend, er lernte vom Weibe Treue fordern, auch wenn es ihn nicht mehr liebte, und machte die Untreue zum Verbrechen. Wir haben auch oben gesehen, daß es bei allen rohen Völkern einen Chebruch durch die Frau, nicht aber einen Chebruch durch den Mann gibt. Und auch bei den zivilisierten Völkern macht die Gesetzgebung wesentliche Unterscheidungen. So ist z. B. der Chebruch durch die Frau überall ein Scheidungsgrund, der Chebruch durch den Mann aber gewöhnlich nur in den Fällen, wo er eine Weischläferin in der gemeinsamen Wohnung gehalten hat.

Wenn ein Weib untreu ist, hat auch seine Liebe aufgehört. Das wird kein Mann bestreiten. Seine eigene Liebe aber will er von der Existenz der Treue unabhängig machen, denn er ist ein eben so großer Sophist wie Despot. Göthe tröstet eine seiner Geliebten durch die Worte:

„H e r z l i c h e L i e b e (!) verbindet uns stets und t r e u e s (!) Verlangen,
Nur den Wechsel (!) behält still die Begierde (!) sich vor.“

Also „treue Liebe“ neben „wechselnder Begierde“! Interessante Erscheinung! Das heißt mit andern Worten also: „der Anstand unseres einmal bestehenden Verhältnisses und einige deiner liebenswürdigen Eigenschaften bewegen mich, von meinen Exkursionen in andere Gehege von Zeit zu Zeit zu dir zurückzukehren; bin ich dich wieder müde, so beginne ich die Exkursionen von Neuem, d. h. ich nehme mir volle Freiheit, herumzunaschen, wo ich was finde.“ Du kannst dabei versichert sein, meine Theuerste, daß ich auf meinen Exkursionen keinem andern Weibe das Mindeste von „Liebe“orschweige, bei Liebe nicht, sondern ich rede mit ihr bloß von „Begierde“. Du wirst überzeugt sein, mein Kind, daß meine Nascherei bloß auf Rechnung der besagten „Begierde“ kommt, welche du nie verwechseln darfst mit der besagten „Liebe“. Meine „Liebe“ gehört bloß

dir, meine „Begierde“ auch Andern, welche Andern sich mit der bloßen Begierde ohne Liebe begnügen, was du zwar nicht begreifen wirst, was aber doch gelogen ist. Du ersehst hieraus, mein Kind, wie hübsch wir Männer die „Treue“ mit dem „Wechsel“ auszusöhnen wissen, indem wir die Liebe von der Treue trennen und entweder der Geliebten auflügen, daß ihre Konkurrentinnen bloße Maitressen seien, oder sie überzeugen, daß sie selbst es ebenfalls ist! Uebrigens verbitten wir uns die gleiche Freiheit und Wissenschaft auf eurer Seite, bei allen Grundsätzen der Sittlichkeit!“

Den leztern Satz hat Göthe zwar nicht mit ausgesprochen, aber wer dieser liberale Freund der Weiber noch irgend ein anderer hätte sich einverstanden erklärt, wenn seine Geliebte ihn mit der Nachricht überrascht hätte:

„H e r z l i c h e L i e b e verbindet uns stets und treues Verlangen,
Nur den Wechsel behält still die Begierde sich vor.“

Begegnen wir nun im Vorauß einem Einwurf, den man der aufgestellten Theorie vom Chebruch machen wird. Man wird, an den alten Auffassungen festhaltend, sagen, daß diese Theorie konsequenter Weise jeden Pflichtbruch in Schutz nehme und wegdisputire. Aber es kommt ja eben darauf an, das Wesen und die Bedingungen der Ehe aus den Banden des P f l i c h t v e r h ä l t n i s s e s, in welches man sie geschmiedet hat, zu erlösen und sie ungefesselt auf den Boden hinzustellen, auf dem sie wächst, nämlich auf den Boden der freien Zuneigung. Die jehigen Moralisten erkennen Chen an, in welchen das Pflichtgefühl die Zuneigung unmöglich machen oder erschien soll, nämlich ein durch äußere Rücksichten rege gemachtes oder diktiertes Pflichtgefühl. Solche Chen kann aber die wahre Freiheit und Sittlichkeit nicht anerkennen, sie sind eben durchaus unsittlich. Eine Pflicht kann niemals bestehen auf Kosten sittlicher Begriffe und sittlicher Zwecke. Was aber ist der Zweck der Ehe? Wie wir gesehen haben: Fortpflanzung, Liebe, Freundschaft. Und wer will und kann uns dazu verpflichten, wenn nicht der freie Trieb uns dazu bringen kann? Wohl gibt es in der Ehe Pflichten, aber sie gehören nicht hierher, weil eine wirkliche Ehe sie von selbst anerkennt und ausübt. In Bezug auf den Chebruch könnten sie höchstens in der Vermeidung einer möglichen Gefahr bestehen, in welche zulegt jedes Verhältniß gerathen kann. Die Zuneigung leichtfertig jeder Gefahr preisgeben oder geflissenlich auf Proben stellen, hieße sie von vorn herein herabwürdigen. Wer wird den Krystall auf das Plaster werfen, bloß um den Versuch zu machen, ob er zerbrechen könne?

Wird die Ehe von den jehigen Banden befreit und die Menschheit von dem Laster der Heuchelei erlöst, so muß sich der Chebruch dem Begriff wie der That nach allmälig verlieren. Wer fähig ist oder Verlangen spürt, die Ehe zu „brechen“, wird sie eben aufzulösen; wer Gelegenheit hat sie zu brechen, wird eben eine andere Person gefunden haben, mit welcher er eine neue Ehe eingeh. So wird also

der Ehebruch ein Ehewechsel werden, zumal da die Möglichkeit, eine Person zu finden, welche bloß zu einem ehebrecherischen Akt als Werkzeug dient, nicht mehr angenommen werden darf, sobald die Weiber von den Männern unabhängig geworden sind und verlernt haben, sich zur Prostitution herzugeben. Es sind eben die jetzigen Zustände der Prostitution, die vorausgesetzt werden müssen, wenn man den jetzigen Zustand der Ehebrücher voraussehen will.

Die Ehemänner werden einen Schreck bekommen über diese Theorie, das sehe ich voraus. Aber ich will ihnen einen Rath ertheilen. Wollt ihr eure Weiber vor Ehebruch bewahren, so sorgt dafür, daß sie euch lieben können, macht es ihnen nicht zum Verbrechen, wenn sie euch nicht mehr lieben, und nöthigt sie nicht zur Heuchelei, wenn sie einen Andern lieben. Sucht sie bloß so weit zu verpflichten, daß sie euch offene Mittheilung machen, wenn ein Anderer ihr Herz gewonnen hat, und dann trennt euch freundlich von ihnen, wie es humangen Menschen ziemt, um sie ungehindert in ein neues Verhältniß einzutreten zu lassen, das ihnen ein größeres Glück verspricht. Sind sie dieser humanen Behandlung und dieser Freiheit gewiß, so könnt auch ihr im Allgemeinen gewiß sein, daß sie euch nicht betrügen. Derjenige Mann aber ist ein Narr und ein Barbar zugleich, der ein Weib in den Banden der „Ehe“ festhalten will, obschon sie ihn nicht mehr liebt, und er verdient denjenigen Orden, durch welchen die Weiber tyrannische Ehemänner auszuzeichnen wissen.

Wie viel ist schon über den Ehebruch von Pfaffen moralisiert und von Juristen disputirt worden! Und welche Barbareien hat er schon hervorgerufen! Fast bei allen Wilden steht dem Manne das Recht zu, das ehebrecherische Weib ohne Weiteres zu tödten. Bei den alten Aegyptiern schnitt man der Frau die Nase ab, da man einem Weibe, „das zu verbotener Lust reize, die höchste Zierde eines schönen Gesichts nehmen müsse“. Ihren „Verführer“ — und doch war sie die „reizende“ — bestrafte man mit 1000 Stockschlägen. Bei den Hindus wurde das Weib auf öffentlichem Platz von Hunden zerrissen und der Verführer, auf ein glühendes eisernes Bett befestigt, lebendig verbrannt. Unter den Juden wurde die Ehebrecherin gesteinigt, der Ehebrecher aber nur dann bestraft, wenn er sich mit einer Verheiratheten eingelassen, also einen andern Mann gebräunt hatte. Nach Solons Gesetzen durfte der Athenienser das ehebrecherische Weib als Sklavinn verkaufen. Bei den Römern war dem Mann erlaubt, die auf dem Ehebruch ertappte Frau und mit ihr den Ehebrecher zu tödten. Mahomed gibt dem Manne das Recht, das sündhafte Weib so lang in einem besondern Verhältniß des Hauses einzulerkern, „bis entweder der Tod sie befreit oder Gott ihr ein Mittel gewährt, zu entkommen.“ Bei den alten Deutschen wurde das Weib mit abgeschnittenem Haar und entkleidet vom Mann aus dem Hause gestossen und durch ihren Wohnort gepeitscht.

Welche Liste von Nöthigkeiten und Barbareien! Und wofür? Für —

ein eingebildetes Verbrechen gegen einen eingebildeten Herrn, der sich Ehemann nannte und nichts war als ein Barbar.

10.

Ehescheidung.

Die Gesetze eines Volks über Ehescheidung sind ein sicherer Maßstab für die Vernünftigkeit und Humanität seiner Begriffe von der Ehe.

Kein mir bekanntes Volk hat vernünftige Ehescheidungsgesetze. Durch die französische Revolution wurde eine Zeit lang die Vernunft auch in diesem Punkt zur Geltung gebracht, indem sie die Scheidung von dem Willen der Cheleute abhängig machte, doch unterlag sie bald wieder den alten Vorurtheilen und Befangenheiten.

Die freie, vernünftige Auffassung der Ehe und somit auch der Ehescheidung wird überall noch unterdrückt durch die theologische Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Die sogenannte Religion und der gespenstische „Gott“ sind die ersten Feinde des ehelichen Glücks. Der theologischen, an übermenschliche Weise und übermenschlichen Willen, also an Gespenster anknüpfenden Auffassung ist die Ehe an sich und für sich ein geheiligtes Verhältniß, und dies abstrakte Verhältniß an sich, nicht das wirkliche Glück und Interesse Derjenigen, die es bilden, ist der Hauptzweck. *Fiat justitia et pereat mundus!* Die Ehe, das formelle Verhältniß mit dem „göttlichen“ Stempel, soll aufrecht erhalten werden, wenn auch die Cheleute darüber zu Grunde gehen; die Ehe soll für das ganze Leben bestehen, wenn auch alle Erfordernisse, welche ihr Wesen ausmachen, längst geschwunden sind. Die Ehe soll die Cheleute machen, nicht die Cheleute die Ehe. Die Cheleute sind der Ehe wegen da, nicht die Ehe der Cheleute wegen. Mögen sie, nachdem sie in der Ehe so bekannt und vertraut mit einander geworden sind, wie es ihnen vor der Ehe nicht gestattet oder nicht möglich war, einander langweilen, mögen sie sich hassen, mögen sie sich verabscheuen, mögen sie sich anwidern wie Bilder des Ekels — sie haben sich einmal geehelicht, sie heißen Mann und Frau, sie tragen eine gemeinsame Lebensfirma, sie haben ein „Recht“ auf einander, sie sind einmal Ich und Du und dürfen niemals wieder Ich und Ich werden. Zwar sagt Niemand, auch der verrannte Theologe nicht, die Ehe sei bestimmt, eine Unglücksanstalt, und die Cheleinner, eine Folterkammer zu werden; ist sie es aber einmal geworden, so muß sie es bleiben, weil sonst — die Ehe werden könnte, was sie seit soll, nämlich ein Verhältniß freier Zuneigung, das auch ohne Hülfe sich bildet und auch ohne Zwang sich nicht löst, weil es eben in jener Zuneigung, in der Befriedigung der beiderseitigen Herzensinteressen das einzige wahrhafte, einzige rechtmäßige und einzige dauerhafte Band der Vereinigung findet.

Die theologische, inhumane, menschenfeindliche, barbarische Auffassung der Ehe bringt es auch mit sich, daß die Gesetze Strafen verhängen über diejenigen Cheleute, welche die Fessel eines unmöglich gewordenen

Verhältnisses nicht mehr respektieren. Die „Strafe“, daß die Eheleute einander nicht mehr lieben können, genügt nicht; eben für diese Strafe müssen sie bestraft werden. Sie haben ein Verhältniß „für das Leben“ geschlossen, sagt man. Sie mögen es gethan haben, sie haben es nur gethan in dem Glauben, daß sie so lange wie möglich, also vielleicht bis zum Tode, glücklich mit einander sein würden; nachdem sie aber erkannt haben, daß sie sich geirrt, nachdem sie unter Umständen, die sie nicht von vorn herein berechnen und in der Gewalt haben konnten, sich von einer Seite kennen gelernt haben, welche jedes Glück, also den ganzen Zweck der Ehe, ausschließt, müssen sie, selbst wenn sie friedlich in beiderseitigem Einverständniß aus einander gehen, um ihr Glück anderwärts zu suchen, von einer theologischen Ehepolizei gepackt und für ihre Versündigung an dem heiligen Verhältniß der Ehe gezüchtigt werden. Das ist die Konsequenz der theologischen Auffassung.

Die Dauer „für das Leben“ ist die Folge einer wirklichen Ehe, einer glücklichen Wahl; aber sie zum Zwangserforderniß auch bei einer unglücklichen Wahl machen, heißt wegen einer momentanen Schwäche oder eines unverschuldeten Zufalls oder einer einseitigen Schuld zweier Menschen mittelst der unsinnigsten Tyrannie zu lebenslänglichem Unglück verurtheilen, bloß damit sie den Namen Eheleute behalten. Die geschlechtliche Berührung oder der pfäffische „Segen“ soll zwei Menschen völlig ihrer Freiheit berauben, soll sie sich gegenseitig zur Galeere machen können, an die der Eine den Andern als Sklaven geschmiedet hält, soll ein Alt sein, der gar nicht zu korrigiren ist. Freilich, konsequent ist dies, denn die unfehlbare Dummheit der Theologie ist allerdings nicht zu korrigiren.

Es ist eine stets im Auge zu behaltende Wahrheit, daß niemals ein Fortschritt der Gesellschaft für sich allein gedacht werden kann, also auch eine allgemeine Herstellung eines wirklichen Ehe- und Familienlebens nicht möglich ist ohne eine allgemeine Umwandlung der sozialen Begriffe und Verhältnisse. Dies schließt aber nicht aus, daß Diejenigen, welche diese allgemeine Umwandlung für sich ersezten oder entbehren können, eine Befreiung von den gesetzlichen Fesseln verlangen oder vorwiegnemen sollen; es schließt ferner nicht aus, daß die Gesetze sich mit ihren Bestimmungen schon den vorauszusehenden Verhältnissen der Zukunft möglichst annähern müssen. Ich glaube, daß auch auf der Basis der gegenwärtigen Verhältnisse keine Gefahr dabei wäre, wenn das Gesetz Folgendes bestimmte:

- 1) Die Ehe ist aufgelöst, wenn beide Theile die Auflösung verlangen und
 - a. erklären, daß sie ihre ökonomischen Verhältnisse völlig geordnet haben, welche Erklärung sie gegenseitig aller Verpflichtungen entbindet,
 - b. urkundlich darthun, daß sie sich über die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder geeinigt haben, welche Einigung gegenseitig durch ge-

richtliche Hülfe aufrecht erhalten werden kann. Die gerichtliche Hülfe wird unentgeltlich geleistet.

- 2) Die Ehe ist aufgelöst, wenn ein Theil im Widerspruch mit dem andern drei Mal nach monatlichen Zwischenräumen die Auflösung verlangt. In solchem Fall wird die ökonomische Auseinandersetzung gerichtlich bewirkt, wenn sie nicht durch freies Uebereinkommen möglich ist. Die Kinder folgen den Eltern nach dem Geschlecht, wenn keine freie Uebereinkunft es anders bestimmt. Die Verpflichtung zur Erhaltung der Kinder wird nach Verhältniß des Vermögens, in der Regel auf beide Theile gleich vertheilt, wenn keine freie Uebereinkunft darüber zu Stande kommt.

Durch solche Bestimmungen würde der Ehe der Charakter einer Zwangsanstalt genommen und doch jede Rücksicht gewahrt, welche auf die jehigen sozialen Verhältnisse zu nehmen wäre. Und dem Leichtsinn, welcher die Ehe zu einem Verhältniß gewissenloser Trivialität zu machen geneigt wäre, würde die Aussicht auf die vorgesehenen Verpflichtungen wirksamer begegnen als die jehigen Gesetze.

Es gibt nicht leicht unsinnigere Scheidungsgesetze, als in Nordamerika, doppelt unsinnig deshalb, weil hier die Schließung der Ehe so sehr erleichtert ist, daß sie von einem bloßen Wort abhängt. Ein bloßes Eheversprechen, vielleicht im Moment der Unbesonnenheit, der Trunkenheit u. s. w. gegeben, kann zur Schließung der Ehe nöthigen; die Trennung der Ehe aber ist in der Regel nur möglich, wenn in langen, kostspieligen, skandalösen Prozessen der eine Theil dem andern — einen Ehebruch beweist. Die Hoffnung auf Scheidung ist also einzige auf das Skandal verwiesen.

Eben zur Zeit, wo dies geschrieben wurde, erließ in einem solchen Prozeß ein New-Yorker Gericht eine Entscheidung, wodurch die Ehe wegen erwiesenen Ehebruchs Seitens der (siebenzehnjährigen) Frau aufgelöst, dem Mann die Wiederverehelichung freigestellt wurde, „gerade als ob die geschiedene Frau tott wäre“, die Frau dagegen so lange von einer neuen Ehe ausgeschlossen ist, „bis der geschiedene Mann wirklich gestorben.“

Eine widerstimmigere, unsittlichere, unmäßlichere und ungerechtere Entscheidung ist mir nie zu Ohren gekommen, aber sie ist nur eine Anwendung der bestehenden Gesetze.

Ich will nicht davon reden, daß ein solcher Urtheisspruch eine indirekte Anleitung für die Verurtheilte sein könnte, das aufgestellte Ehehindernd durch verbrecherische Mittel aus dem Wege zu räumen.

Ich will auch nicht dabei verweilen, daß die geschiedene Frau durch das Gericht entweder zu einer unmäßlichen, nicht zu erwartenden Entfagung, oder zu einer permanenten Prostitution und Schande verurtheilt wird.

Auch will ich die Frage nicht erörtern, ob ein Gericht die natürlichen

und bürgerlichen Rechte jemanden absprechen könne, der nicht wegen Kriminalverbrechen verurtheilt wird.

Auch soll mich die Logik nicht lange beschäftigen, welche durch die Scheidung jedes Band, jeden Zusammenhang zwischen den Geschiedenen vernichtet, und diesen Zusammenhang doch durch Verurtheilung der Frau zu permanenter Abhängigkeit von dem Manne wieder herstellt.

Auch will ich nicht nachforschen, wie ein Gericht dazu komme, eine Klage auf Scheidung wie eine Klage auf Bestrafung zu behandeln.

Auch enthalte ich mich einer Untersuchung, ob die junge, siebenzehnjährige Frau, was den moralischen Punkt betrifft, in jeder Weise zurechnungsfähig, ob sie durch ihre Erziehung, oder die Verhältnisse, oder irgend eine andere fremde Schuld zu einem Fehlritte verleitet wurde.

Auch will ich nicht fragen, ob nicht vor der Erlassung eines Spruchs, der dem beleidigten Ehemanne für seine ganze Lebenszeit eine drückende Genugthuung zuerkennt, hätte untersucht und erwogen werden müssen, in wie fern er seinerseits durch Nebereilung u. s. w. die Schließung eines Verhältnisses herbeigeführt, das sich sehr bald als unangemessen für beide Theile erwies.

Alle diese Punkte will ich mit bloßen Audeutungen abmachen, um auf den Hauptpunkt zu kommen, den ich in die Frage fasse: welchen Begriff machen sich die Richter, oder vielmehr die Gesetzgeber von der Ehe, als sie mit der Lösung eines für beide Theile unheilvollen Verhältnisses eine additionelle Strafe verbanden? Die fragliche „Ehe“ war für beide Theile ein Nebel, eine Plage, ein Unglück geworden; durch wessen Schuld, ist ganz gleich. Es galt also nur, diesem Unglück ein Ende zu machen, ein Verhältnis zu lösen, das schon ausgehört hatte eine Ehe zu sein. Einen der Gatten dafür zu strafen, daß eine Ehe für ihn keine Ehe war, heißt das eheliche Glück dekretiren und das eheliche Unglück zu einer Übertretung dieses Dekrets machen. Man sieht, die Richter oder Gesetzgeber sind nur von der oben bezeichneten theologischen, pfäffischen Auffassung ausgegangen, welche die Ehe zu einem Gespenst macht und sie als solches heilig spricht ohne Rücksicht auf die Menschen, für welche das Verhältnis existirt. Mag das Band der Ehe zwei Wesen zusammengefügt haben, die sich zu einander verhalten wie Wasser und Feuer — sie müssen sich vertragen, so defretirt der Pfaffe im Gesetzgeber, und wenn die Folgen der Unmöglichkeit eines Vertrags an das Licht kommen, wenn das Wasser über den Rand zischt oder das Feuer über die Schranke umhersprührt, so fährt der Richter mit dem Knittel seines Urtheils dazwischen und bestrafst das Wasser dafür, daß es beim Feuer war, und das Feuer dafür, daß es beim Wasser war. Die Strafe, die in der Enttäuschung der Verehelichten, in ihrem Kummer, ihrem Unfrieden, ihrem Unglück und ihren materiellen Nachtheilen liegt, genügt dem Pfaffen nicht zur Rache für eine unglückliche Wahl; nein, er muß noch eine besondere Strafe schaffen und dafür sorgen, daß das Unglück möglichst verlängert und zeitlebens nicht vergessen wird.

Warum das Alles? Tretet die viehische Bibel mit Füßen und ihr werdet es wissen.

11. Religion.

Was vorhin über die Ehe und Scheidung gesagt worden, wird für denkende Weiber schon ein deutlicher Fingerzeig in Bezug auf die Wichtigkeit einer Befreiung aus den Banden des religiösen Glaubens sein. Doch ist dieser Punkt zu wichtig und es knüpfen sich daran zu interessante weitere Fragen, als daß ich ihm nicht noch ein besonderes Kapitel widmen sollte.

Das Weib steht unleugbar dem Manne an Kraft und Konsequenz des Denkens wie des Wollens nach. Ihm wird es also, auch ganz abgesehen von dem größern Mangel an Gelegenheit zu geistiger Ausbildung, in der Regel schwerer als dem Manne, sich ein festes System freier Erkenntniß zu bilden, welche mit den Glaubenslehren der Religiösen fertig geworden ist. Dagegen besitzt das Weib ein leicht empfängliches Gefühl und eine bewegliche Phantasie, es ist daher den berückenden oder imponierenden Worten der frommen Leute zugänglicher als der Mann. Überdies machen ihm seine Stellung und seine Leiden reichlichen Trost zum Bedürfniß und den vermag bekanntlich nur der Glaube, „die Kirche“, zu spenden.

So ist es also erklärlich, daß es schwerer sein muß, die Weiber als die Männer von Glaubenskrankheiten zu heilen. Das schwache Weib ist noch überall die Beute der Pfaffen, wo die Männer das Joch derselben schon abgeworfen haben, und sicher würden die schwarzen Herren aus manchem Lande gänzlich auswandern, wenn es plötzlich keine Weiber mehr gäbe.

Je schwerer es aber dem Weibe werden mag, sich dem Einfluß der Pfaffen und derjenigen Lehren zu entziehen, durch welche die Pfaffen extirren, um so nöthiger ist ihm diese Emanzipation geworden. Es würde an diesem Ort zu weit führen, wollte ich mich bestreben, die Glaubenswelt der Frauen durch rein vernünftige Anschauungen von den übernatürlichen oder außermenschlichen Dingen zu revolutioniren, durch welche im Namen der Religion ihr Geist besangen und eingeschüchtert wird. Es mag dies bei anderer Gelegenheit geschehen. Wem es zugänglich ist, dem empfehle ich einstweilen ein Schriftchen, welches zu solchem Zweck geeignet erscheint: („Briefe an einen frommen Mann. Von K. Heinzen.“) Es muß und wird den Frauen klar werden, daß gerade sie vor Allen bei der Anerkennung des reinen Menschenhumus interessirt sind, das ja grade von ihnen am Schönsten vertreten ist, daß aber von dieser Anerkennung keine Rede sein kann, so lang der Mensch und sein Glück den singirten Zwecken einer nebelhaften Glaubenswelt und despotischer Autoritäten geopfert wird. Auch sind ja die Religionen, von den Männern gemacht, alle darauf berechnet, das Weib in eine untergeord-

neite Stellung zu verweisen, und um sein Loos erträglich zu finden, soll es dasselbe einem „Gott“ auf die Rechnung schreiben. Dieser „Gott“ ist weiter nichts als der unsichtbare Sklavenaufseher der Männer. Des Spätes wegen sollten die Weiber ihm eine Göttin zugesellen, die ihm in seinem Amt ein wenig auf die Finger sähe. Nennt sie die Frau Gott.

Fürchte kein Weib, nach Abwerfung der Glaubensfesseln des „sittlichen Halts“ verlustig zu werden. Ich kenne Weiber, die sich von Allem, was Glaube heißt, durch eigene Erkenntniß befreit haben, und wieder andere, die ohne alles Das, was man gewöhnlich Religion nennt, erzogen worden sind. Sie sind sittlicher, humanner, gesunder, frischer und lebenswürdiger als diejenigen alle, welche ihr Wesen durch die frankhaften Anschauungen naturfeindlicher Glaubenslehrer haben verfälschen lassen. Im Weibe liegt das Wahre und Richtige wie krystallisiert schon vor; es braucht sich nur vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, es bedarf nur des Muths, seinem natürlichen Gefühl zu folgen, so kann es sicher sein, seine Bestimmung nicht zu verfehlten und auf dem Weg seiner reinmenschlichen Mission nicht irre zu werden. Was dem Mann oft erst durch langes Nachdenken klar wird, das blitzt im Weibe mitunter im ersten Augenblick auf. Die Kraft und Konsequenz des Denkens wird bei ihm durch unmittelbarere und richtigere Gefühlsoperationen und Geistesblüte erlebt. Wo aber eine weibliche Natur einmal die Kraft hat, die Sprache des Gefühls in die Sprache des Denkens zu übersezzen, da ist sie im Stande, den kühnsten Philosophen zu überraschen. Ich erinnere an G. Sand, deren Ideen über Frauenrecht und deren psychologische Ausführungen über die schönsten Seiten veredelter Menschlichkeit uns Männer beschämen und in Erstaunen setzen.

Es gibt nichts Trostloseres als die Thatsache, daß der größte Theil desjenigen Geschlechts, welches die Schönheit und die Freude vorzugsweise repräsentirt, in den Bändern widerwärtiger und freudloser Mächte schwachet. Wie der Frühling neben dem Winter, so erscheint neben dieser finstern, abgeschmackten, entmenschten Pfaffenwelt jenes heitere, poetische Griechenthum, dessen Göttin die Schönheit und dessen Religion die Freude war. Es wird einst ein zweites Griechenthum erstehen, ein veredeltes, welches durch vollständige Anerkennung des weiblichen Geschlechts die Sünden des alten gut machen wird. Die zweite, verbesserte Auflage des Griechenthums bezeichnet die Stufe, auf deren Erreichung das ganze Drängen der jetzigen Entwicklung gerichtet werden muß.

Es erfordert viel, den Menschen im Allgemeinen das religiöse Bedürfnis zu nehmen (vom ästhetischen ist hier nicht die Rede), ihre Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Ideale sich in Bildern zu verkörpern oder sie in Symbolen zu verehren. Es ist daher möglich, daß die Zeit völliger Geistesfreiheit vermittelt werden wird durch eine Zeit philosophisch künstlerischer Romantik, durch eine Art neuer Mythologie, welche die Resultate der geschichtlichen Entwicklung und die sittlichen Ideale in

Kunstgebilden darstellt und diese zum Gegenstand eines neuen Kultus macht. Sind nur die Objekte dieses Kultus die rechten, so wird er das Leben verschönern ohne die Entwicklung zu hemmen. Er wird namentlich Gelegenheit geben, die Kunst in den Vordergrund zu ziehen und ihrer wahren Bestimmung entgegenzuführen, welche ist: Verschönerung, Beleicherung und Veredlung des öffentlichen Lebens. Die Baukunst wie die Bildhauerei, die Malerei wie die Musik, die Veredtsamkeit wie die Poesie wird, und zwar im Sinne der höchsten Bestimmung der Kunst, künftig förmlich im Dienst der Allgemeinheit, des Staates, des Volkes auftreten, das Bedürfniß des Menschen nach Erhebung aus den Alltäglichkeiten des Lebens wird durch die Kunst befriedigt werden, und die Kirchen werden sich in Kunstemper oder Theater verwandeln. Ist es nicht wunderbar, daß unsere Kirchengänger, wo der Mangel an Vernunft und Menschlichkeit sie nicht stützig machen kann, nicht wenigstens durch den Mangel an Poesie und Geschmack abgestoßen werden? In dem einfachen Tuilleriengarten zu Paris mit seinen Statuen und Promenaden ist mehr „Religion“ zu finden, als in „Notre Dame“ und allen andern Kirchen. Was aber ist der Tuilleriengarten im Vergleich mit öffentlichen Anlagen, die eigens aus dem Bedürfniß und der Idee hervorgegangen wären, dem veredelten Sinn des Volkes für die Erscheinungen der Schönheit und für Ideenverkörperung Befriedigung zu gewähren!

Es öffnet sich hier dem Menschen und dem Staatsmann, der mehr besitzt als einen Blick für die Dinge des rohen Nutzens, eine ganz neue Welt. Und von der andern Seite wird ihn Unmuth und Abscheu erfüllen, wenn er täglich Zeuge sein muß, wie die reichen Mittel der Gesellschaft an Institute des Unsinns, der Abgeschmacktheit, der Rohheit verschwendet werden, während sie so leicht zu Schöpfungen zu verwenden wären, die schon auf dem bloßen Weg der äußern Erscheinung den Sinn des Volkes erheben, seinen Geschmack veredeln, seinen Ideen einen sittlichen Schwung geben würden. Der bloße Besuch einer schön gelegenen, geschmackvoll eingerichteten Promenade wirkt auch auf den rohesten Menschen veredelnder ein, als der Besuch der schönsten Kirche; das Verweilen in einem schön ausgestatteten Tempel der Kunst macht sittlicher, als alle Tempel „Gottes“; die Errichtung eines einzigen griechischen Theaters würde wichtiger für die Zivilisation sein, als tausend Institute der „Erbauung“.

Der Raum gestattet mir hier nicht, meine Ansichten über dieß reiche Thema ausführlich zu entwickeln. Ich will nur noch darauf aufmerksam machen, daß der Standpunkt der wahren Zivilisation oder der Zivilisationsfähigkeit eines Volkes wie eines einzelnen Menschen sicher am besten beurtheilt werden kann nach dem Grade seiner Empfänglichkeit für die Ideen der demokratischen Schönheitswelt, in welchem Ausdruck ich alles hierher Bezügliche zusammenfassen will. Frankreich, Italien und Deutschland stehen in diesem Punkte voran. Im Verhältniß zu seinen Mitteln ist England am meisten zurückgeblieben, und hätte so n

von nicht wenigstens seine Westminsterkirche und seine, freilich mehr durch ihre Größe, als durch ihre Einrichtung ausgezeichneten Parks, so würde es vollständig im Krämerthum und Pfaffenthum aufgehen. Was Amerika betrifft, so darf man hier allerdings seine Forderungen nicht ohne Rücksicht auf die Neuheit des Lebens stellen; allein trotz dieser Rücksicht kann man sich leicht entmutigt und abgestoßen fühlen durch das Uebergewicht, welches der Geist der Verdummung und des Materialismus im ganzen öffentlichen Leben behauptet. Wenn man z. B. sieht, daß New York, die einstige Weltstadt, es noch nicht einmal zu einer öffentlichen Promenade gebracht hat, wie wir sie bei uns in jedem Provinzialstädtchen finden, wogegen uns an jeder Ecke eine geistlose Kirche anstarrt, so möchte man an der Aussicht verzweifeln, daß der Sinn für die demokratische Schönheitswelt hier in Jahrhunderten Fuß fassen werde. Und doch ist die amerikanische Entwicklung vielleicht nicht allzufern von dem Bedürfnis des Edleren. Das Zuströmen europäischen Geistes und das Ueberstürzen des materialistischen Strebens wird als dessen Gegensatz vielleicht bald eine Richtung hervorrufen, die um so besser gedeihen könnte, je weniger Hindernisse ihr die Staatseinrichtungen in den Weg legen.

Hoffen wir also auch in Amerika auf eine griechische Zukunft. Was nun aber die Frauen betrifft, so mögen sie im Hinblick auf die kommende schöne Zeit des veredelten Griechenthums ihren Geschmack einstweilen schon auf passivem Wege behätigen, indem sie sich an die Entbehrung der Beichtstühle und Betzellen, der Klöster und Schädelstätten gewöhnen. Zugleich mögen sie die sonstigen Gelegenheiten benutzen, welche sich ihnen täglich zur Befestigung der Pfaffen und zur Ausschließung ihres Einflusses darbieten. Ich erwähne nur Eins. Die katholische „Kirche“ betrachtet nur diejenigen Ehen als gültig, welche thren „Segen“ erhalten haben, sie erkennt keine Ehescheidung an und duldet keine Wiederverheirathung Geschiedener. Es ist begreiflich, daß eine Macht, welche um jeden Preis den Geist knechten will, die Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse an ihre Erlaubniß oder ihre Bedingungen zu knüpfen sucht, so daß sie auf diese Weise Herrin des ganzen Menschen wird und ihn in jedem Augenblick an seine Abhängigkeit erinnern kann. Die katholische „Kirche“ hat daher auch eine Menge Fastentage u. s. w. eingeführt, um den Menschen sogar bei'm Essen und Trinken zu beherrschen. Und wie hätte sie vergessen sollen, ihn zu beherrschen in den Angelegenheiten der Geschlechtsliebe! Die grausamste Raaffinerie der Herrschucht übt sie aber durch das Verbot aus, welches Geschiedenen die Wiederverheirathung unmöglich machen soll. Dies Verbot sagt mit andern Worten: „je unglücklicher sich die Menschen fühlen, desto mehr bedürfen sie unseres Trostes; je unglücklicher die Ehen sind, desto mehr Gelegenheit haben wir, uns in das häusliche Leben hineinzudringen und uns namentlich der hülfslosen Frauen zu bemächtigen. Wir sind die Aerzte, welche die Heilung der Krankheiten zum Verbrechen machen, damit wir die Patienten möglichst lang unter den Händen behalten. Wir müssen daher die Auf-

lösung der Ehen zu hintertreiben suchen, wir erkennen daher keine Ehescheidung an, und um eine weitere Barrikade gegen die Versuchung zu bauen, sie dennoch gegen unsern Willen bloß gesetzlich zu vollziehen, machen wir die Wiederverheirathung Denen zur Unmöglichkeit oder zum Verbrechen, welche noch beschränkt genug sind, keine Ehe ohne Pfaffenseggen für gültig zu halten.“

Einen Strich durch die humane Rechnung der Pfaffen zu machen, haben unsere Frauen überall in ihrer Macht, wo die Ziviliehe eingeführt ist. Mögen sie sich mit der Ziviliehe begnügen und nach einer etwaigen Scheidung — das Nämliche thun! Keine vernünftige Frau sollte sich mehr zu der Selbstentwürdigung verstehen, ihre Liebe durch die entweichende Hand eines Pfaffen „einsegnen“ zu lassen. Pfui! Diese stinkenden Träger der Dummheit und des Ekels! Jede Braut muß ihren Geschmack und ihre Liebenswürdigkeit verdächtigen, wenn sie im Stande ist, von einem Pfaffen ihre Neigung einzogen, d. i. entweihen zu lassen.

Ich mache die Frauen noch auf einen andern Punkt aufmerksam. Ich behaupte, daß die Frömmigkeit, der Glaube, kurz die Beschäftigung mit dem Jenseits, d. h. mit einer Welt und mit Wesen, die gar nicht existiren, der Liebe der Männer zu den Frauen eben so verderdlich ist, wie die Verehrung einer Majestät die wahre Anerkennung der Bürger unter sich unmöglich macht. Was der Mensch an Gefühl, an Phantasie, an Enthusiasmus, an „Liebe“ einem eingebildeten Wesen über die Wolken hinaussendet, das entzieht er hier den wirklichen Wesen, die vor seinen Augen existiren, die mit ihm verkehren, denen sein Herz und sein Geist sich ganz zuwenden sollte. Nimmt aber der Mensch Das, was er bisher in die Luft verschwendet hat, auf die Erde, in das Leben, in die Menschheit zurück, so wird er erst wahrhaft Mensch, so lernt er aus seinen Mitmenschen Das machen, was sie sein können und sein sollen. Das Weib wird sein „Gott“ und die Liebe wird sein „Himmel“ und die Menschheit wird seine „Unsterblichkeit“. Lächelt nicht, ihr Weiber, sondern nehmt es auf als vollen Ernst, wenn ich euch sage: nur der Ungläubige ist im Stande, ein Weib wahrhaft zu lieben und die Frömmigkeit existirt immer nur auf Kosten der wahren Menschlichkeit.

Schon aus diesem Grunde warne ich euch ernstlich vor den Kirchenläufern, ohne euch darum Diejetigen empfehlen zu wollen, welche die Befreiung von den Banden des Glaubens und der Besangenheit darthun wollen durch Trivialität und Grundlosigkeit.

Doch kehren wir zum Griechenthum zurück. Das frühere Griechenthum war ein einfaches, ein natürwüchsiges; das kommende wird ein aus dem Gemisch des ganzen bisherigen Geschichtslebens hervorgebildetes, darum unendlich reicheres, bewußteres und edleres sein. Auch das weibliche Geschlecht muß daher in ganz anderer Erscheinung gedacht werden, als uns die zwar edlen, klassisch einfachen, aber darum auch etwas einförmigen und unbeweglichen Gestalten der griechischen Frauenwelt sich darstellen. Bisher hat man die Ideale, namentlich bei den Darstellunge

der bildenden Kunst, hauptsächlich in der griechischen Welt gesucht. Ich bin der Ansicht, daß man dabei ungerecht gegen die spätere Entwicklung gewesen ist und die Gesetze dieser Entwicklung meistens ganz außer Acht gelassen hat. Wer zweifelt daran, daß das Geschichtsleben in allen Richtungen vorwärts, statt rückwärts schreitet? Und warum sollten, wenn auch das Griechenthum in seiner spezifischen Vereinigung zu einem Ganzen sich nicht wiederholen konnte, nicht in dem ganzen reichen Gebiet der Geschichte sich vereinzelt die Elemente wiederfinden, die, wenn eine spätere Zeit aus ihnen wieder ein Ganzes zusammenseht, ein reicheres und edleres Leben wieder erzeugen müssen, als das des griechischen Volkes war? (Von den politischen Anomalien und Inhumanitäten des Griechenthums ist hierbei nicht einmal die Rede.) Es wird wohl nicht bestritten werden, daß wir nicht bloß in den Wissenschaften, sondern auch in den Künsten weiter sind, als die Griechen waren. Aber wir haben nicht bloß eine reichere Welt von Anschauungen, von Wissen, von Ideen, von Mitteln vor ihnen voraus, sondern auch schönere Menschenideale. Das ist es, was man, an der stereotypen Schulbildung und Nachlässerei festhaltend, ganz zu übersehen pflegt. Nicht bloß in geistiger und gemüthlicher, sondern auch in körperlicher Beziehung hat unsere Zeit schönere Menschen aufzuweisen, als die griechische. Die Mischung der Nationen, von welcher das Griechenthum ziemlich ausgeschlossen war, und die überhaupt erst nach und nach vor sich gehen konnte, ist ein Mittel zur Vervollkommnung nicht bloß des geistigen, sondern auch des körperlichen Menschen. Man stellt uns immer einen Apoll von Belvedere und eine medizische Venus als Ideale der Schönheit dar. Aber sehen wir in unsrer Zeit nicht schönere Männer, als jenen kurzstirnigen, taillelosen Apoll? Und diese stirnlose Venus mit dem geistlosen Gesicht und der kurzleibigen, schwunglosen Gestalt, ist sie schöner, als die Schönheiten unsrer Frauenwelt? Weder in der griechischen noch in der römischen Welt finden wir einen Napoleonskopf und ein Minongesicht. Wer die antiken Büsten genauer beobachtet, wird finden, daß der so viel gerühmte, stereotype griechische Gesichtsschnitt schon der Stirne wegen nicht zur Darstellung des Ideals eines geistbegabten Menschen dienen kann; und was den Wuchs betrifft, so war die griechische Rasse zu kurzlebig für Gestalten von wahrhaft ausgebildeter Schönheit. Nicht umsonst waren die griechischen Frauen „hochgeschürzt“, wie Homer sie beschreibt; es fehlte ihnen die Taille, zwischen Hüften und Schultern war dazu kein Raum, und der kurzen Taille entsprachen dann jene langen, wadenlosen Beine, die nur ein falscher Geschmack deshalb edel nennt, weil zu kurzbeinige Gestalten allerdings unedel sind. Ein regelrechter Wuchs, eine vollkommene Gestalt ist meiner Ansicht nach nur möglich, wenn die Beine des vollen Körpers (also nicht des Skeletts) kürzer sind als dessen oberer Theil bis zur Scheitel gemessen *). Dieses richtige Körperverhältniß scheint

vorzugsweise der germanischen Race eigen zu sein, welche also auch in dieser Beziehung die Ausgleichung unter den übrigen herbeizuführen bestimmt sein kann. Es fand sich u. A. bei Goethe und Napoleon.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mancherlei Beobachtungen unter beiden Geschlechtern der verschiedensten Nationen zu machen. Die schönsten Frauen, was Farben und Gesichtsschnitt betrifft, habe ich in Amerika und England gefunden. Allein was diesen feingeschnittenen, dabei mitunter etwas stereotypen Gesichtsformen fehlt, ist gewöhnlich die Seele. Sie sind trotz ihrer Reinheit zu scharf, ohne Weichheit, geistige Durchdringung, Modulationsfähigkeit und Poesie. Sie schauen uns an gleichsam wie kalte Krystallisationen der Schönheit, in denen kein Ferment der Leidenschaft, oder des Gefühls, oder der Phantasie, kurz eines tiefen Seelenlebens wirksam ist. Es fehlt diesem schönen Teig der Menschenbildung meistens die eigentliche Hefe des Gefühls und der Seele. Das liegt nicht bloß an dem Zustand der Bildung, sondern zugleich an der nationalen Mischung. Was den Wuchs betrifft, so sind die Engländerinnen, auch wenn ein französisches Füschchen zu den besten Schlüssen berechtigt, häufig entstellt durch eine auffallende Breite der Taille. Die Mischung in Amerika, wie viel englischen Typus sie auch noch erkennen läßt, hat schon viel vollkommenere Erscheinungen hervorgebracht als in England. Auch die englische Langbeinitigkeit, die bei Männern und Weibern hervortritt, hat sich hier schon zum Theil verloren. In London sagte mir eine Dame: „Die englischen Frauen muß man auf dem Balkon, die französischen auf der Straße bewundern“. Sie war nicht Physiologin genug, um die Wahrheit ihres Ausspruchs durch Körperbeschreibung klar zu machen. Die amerikanischen Frauen scheinen einige französische Zugabe erhalten zu haben; vielleicht fehlt ihnen nur noch eine deutsche, um den Übergang zu der Weiberwelt eines neuen Griechenthums zu bilden.

Schönheitsideale können nicht wohl bei denselben Völkern zu Hause sein, die im Neufernen zu sehr einen nationalen Stempel tragen. Der ideale Körper muß, wie der ideale Geist, Kosmopolit sein und der ist zu Hause in Deutschland und Frankreich.

Ich glaube, daß dem Charakter wie der Körperbildung nach die Franzosen und die Deutschen, d. h. französische Männer und deutsche Frauen, oder deutsche Männer und französische Frauen zunächst die Bestimmung haben, durch Verschmelzung die neue Generation eines edleren Geschlechts auf europäischem Boden aufzustellen. Französischer Geist und deutscher Charakter, deutscher Verstand und französische Lebendigkeit; französisches Feuer und deutsche Kraft, deutsches Gefühl und französische Anmut; französischer Sinn und deutsches Gemüth, deutscher Gedanke und französischer Impuls; — da sind die Elemente beisammen, deren Vereinigung das Ideal wahrer Menschlichkeit darstellen müßte und die sich entsprechen wie in körperlicher Hinsicht die blau- und die braunäugigen Rassen.

*) Vielleicht ist das richtige Verhältniß dieses: der Theil von der Höhe des Kopfes bis zum Hüftwirbel des Oberbeins muß so lang sein, wie der untere Theil bis zur Fußsohle.

Die Mischung der Nationen ist eine so wichtige Bedingung der Entwicklung, daß wir ohne sie einen förmlichen Stillstand eintreten sehen. In denjenigen Völkern, die vom Verkehr der Nationen am meisten abgesperrt sind, stagnirt die Bildung wie ein Sumpf und nur die unteren Sphären der Entwicklung beleben sich. Man denke an China, an Spanien, zum Theil auch an das insularische England, namentlich Irland. Italien schien, wie auch Griechenland, lange Zeit einem ähnlichen Losse verfallen. Vielleicht hat die österreichische Beimischung das edle italienische Blut erst wieder so weit aufrischen müssen, daß es in neuer Gährung sich in den Strom der Menschheitsentwicklung ergießen konnte, und so muß die Unterdrückung auch in dieser Beziehung ein Mittel des Fortschritts werden. Es scheint überhaupt, daß die Mischungs-Fermente, welche die Entwicklung eines Volkes in Gang bringen, wie z. B. in Italien und Griechenland, sich in einer gewissen Zeit ausleben oder ihre Träubkraft verlieren und daß dann erst wieder eine neue Aufrischung erfolgen muß, ehe die Entwicklung einen neuen Aufschwung nimmt. Ich führe diese Andeutungen nicht weiter aus. Sie führen zu einer der interessantesten Betrachtungen über die Entwicklung der vielgestaltigen Menschheit.

Ich empfehle sie im Vorbeigehen zur Beherzigung unsren Künstlern, die sich noch nicht von dem alten Schulchinesenthum losreißen können, das sie immer und immer wieder dazu bringt, statt unter lebenden Menschen nur unter todtten Statuen, und statt in der beweglichen Gegenwart nur in dem feststehenden Alterthum ihre Studien zu machen. Zweitausend Jahre nach Christus werden sie ganz andere Menschenideale vorfinden, als zweihundert Jahre vor dem Gekreuzigten.

Die Frauen aber werden mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich ihre Aussichten auch auf die Annäherung und Mischung der Nationen richte, welche das still wirkende Mittel zur allgemeinen Veredlung des Menschenthums ist, aber nur erfolgen kann im Zustand vollständiger Freiheit, welche alle Schranken gegenseitiger Vorurtheile, gegenseitiger Besangenheit, gegenseitigen Egoismus niederwirft. Die Grazien der Künste und die Genien der Humanität werden nur da ihren Sitz ausschlagen können, wo der freie Geist im freien Verkehr das Schönste und Beste heimisch machen kann, was die europäische Entwicklung, namentlich Deutschlands und Frankreichs, im Laufe der Jahrhunderte hervorgetrieben hat.

Die Philister aber werden fragen, warum dies Kapitel die Uffschrift trage „Religion“?

12.

Oekonomische Unabhängigkeit der Weiber.

Wenn von Freiheit und speziell von freier Ehe die Rede sein soll, muß vor allen Dingen die Unabhängigkeit der Individuen, also speziell der Gatten von einander festgestellt sein.

Die große Frage der Zeit, jedem eine Existenz zu sichern und ihn dadurch einerseits vor der materiellen Noth zu schützen, andererseits aus Lagen zu befreien, worin ihn die materielle Abhängigkeit zum bloßen Werkzeug Anderer macht, berührt Niemanden näher als die Frauen. Man erinnere sich namentlich an Das, was oben über die Prostitution gesagt worden. Vielleicht sieben Achtel des weiblichen Geschlechts sind abhängig, oder erniedrigt, oder versklavt, oder prostituiert, weil — sie von den Männern sich ökonomisch nicht emanzipiren können.

Wenn aber die Lösung der Existenzfrage, soweit sie das männliche Geschlecht angeht, schon schwierig ist, so ist sie im Interesse der Weiber noch weit schwerer zu lösen. Der praktische Gang der Dinge bringt es mit sich, daß die Männer, die nun einmal die Macher der Geschichte sind, zuerst an die Reihe kommen und kommen wollen; auch sind die Männer für die Arbeit des Lebens gerüstet, während die Existenz der Weiber sich bis jetzt meistens an die der Männer hat anhängen müssen und das weibliche Geschlecht im Allgemeinen nicht dazu erzogen ist, sich sofort auf eigene Füße stellen zu können. Den meisten Weibern fehlt also noch ein Requisit mehr, als den Männern, nämlich die Ausbildung zur Arbeit.

Möge man sich aber klar machen, daß ein Fortschritt immer andere zur Voraussetzung hat. Wenn wir also die Unfähigkeit der meisten Weiber anerkennen müssen, unter den jetzigen Verhältnissen sich eine selbstständige Existenz zu gründen, so folgt daraus kein gleiches Verhältnis für die Zukunft. Machen wir dies durch Aufstellung einiger Punkte klar.

1) Der Staat der Zukunft sichert dem weiblichen Geschlecht so gut wie dem männlichen unentgeldliche und allseitige Gelegenheit zur Ausbildung der angeborenen Fähigkeiten.

2) Die Ausbildung wird in Zukunft bedeutend erleichtert und zwischen beiden Geschlechtern mehr ins Gleichgewicht gebracht werden, da die Wissenschaft sich immer mehr vereinfachen, popularisiren und ihre Resultate jedem zugänglich machen muß, während sie jetzt noch ihre Geheimnisse hinter den gelehrtten Barrakaden der Kunstmänner verbirgt. In Zukunft wird mancher Laie mehr wissen, als jetzt mancher Professor, weil die Spreu des überflüssigen Wissens wegfällt und das wahre Wissen Alles auf den reinen Kern zurückführt. Erwägt man hierbei, daß die Weiber zur Erlernung und Ausübung von tausend Dingen die gleiche oder größere Fähigkeit haben als die Männer, aber bis jetzt bloß durch die Erziehung davon abgehalten werden, so wird man sich ihren Thätigkeitskreis in der Zukunft weit größer denken müssen, als er bisher war.

3) Es werden bei humanerer Entwicklung des Staatslebens sich immer mehr Stellungen darbieten, in welchen gerade das Weib seinen Platz findet, während bei der jetzigen Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse fast nur männliche Kräfte zur Verwendung kommen. Denkt man sich allein die künftigen Schulen aller Art, die Kunstanstalten, die Ver-

gnügungsanstalten, die Arbeitsanstalten, die Krankenanstalten, die Anstalten zur Unterbringung der „enfants de la patrie“ (wie man in Paris sehr schön die Findelkinder nennt), die Institute zur Besserung der Prostituierten u. s. w., so wird man tausend Gelegenheiten nicht bloß zur Versorgung, sondern auch zu edler Beschäftigung der Frauen finden, woran man jetzt noch gar nicht denkt.

4) Der Staat wird immer mehr Mittel erhalten, die Befriedigung der Hauptbedürfnisse der Bürger von vorn herein durch allgemeine Anstalten zu sichern und dadurch die Sorge des Einzelnen für seine Existenz zu erleichtern oder zu vereinfachen, also nicht bloß die öffentliche Erziehung, sondern auch die öffentlichen Vergnügungen, so wie vielleicht die Wohnung u. s. w. unentgeldlich zu liefern. Die Staatshilfe wird gerade den Weibern um so mehr zu gut kommen, je mehr der Grundsatz zur Anerkennung gelangt, daß Arbeitsfähige von der Allgemeinheit zu erhalten seien und daß Arbeitlosen von Staatswegen angemessene Arbeit geliefert werden müsse.

Das sind einige der Voraussetzungen, von welchen man ausgehen muß, um die künftige ökonomische Stellung der Weiber zu beurtheilen; und erwägt man, daß das Weib weit weniger zu seiner Erhaltung bedarf als der Mann, so wird auch durch diese größere Bedürfnislosigkeit schon ein großer Theil der Schwierigkeiten ihrer Selbsterhaltung ausgeglichen.

Mag übrigens die Schwierigkeit, das Weib zur Gründung einer selbstständigen Existenz in Stand zu setzen, noch so groß sein, genug, als Mensch und als Mitglied der Staatsgesellschaft hat es auf eine solche Existenz dasselbe Recht wie der Mann. Die Mittel und Wege, die Existenzfrage zu lösen, wird der Staat der Zukunft schon finden, wenn er erst diejenige Freiheit, diejenigen wahrhaft demokratischen Einrichtungen geschaffen hat, welche die Geltendmachung aller berechtigten Interessen und die ungehinderte Verfügung über die öffentlichen Mittel zuläßt. Ist jene Frage aber einmal gelöst, so gewinnt das Weib eine ganz andere Geltung und Stellung. Es wird nicht mehr genötigt sein, seinen Leib als Werkzeug der Wollust zu verkaufen; es wird nicht mehr genötigt sein, die erste beste Gelegenheit zur Verheirathung zu benutzen, sondern seine Wahl nach seiner wahren Neigung treffen können; es wird hierzu mehr Gelegenheit finden als bisher, da jetzt die Unmöglichkeit, eine Familie zu erhalten, manchen Mann, der ein Weib beglücken könnte, von der Verheirathung gänzlich ausschließt (das in Zukunft abzuschaffende stehende Militair allein verurtheilt Tausende zur Chelosigkeit und zur Prostitution, die in einem vernünftigen Staat sich in nützliche Glieder der Gesellschaft und in brave Ehemänner umwandeln würden); es wird in der Ehe seine Unabhängigkeit wahren können und nicht aus Furcht, nach Auflösung des Verhältnisses ohne Existenzmittel zu sein, sich unwürdige Behandlung gefallen lassen; es wird, mit einem Wort, als Mensch seine Freiheit, als Bürger sein Recht, als Weib seine Würde, als Frau sein Glück sichern können.

Aber die ökonomische Selbstständigkeit der Weiber ist, wie ihre stille Anerkennung, nur zu erlangen, nachdem die schlechten Zustände der Gegenwart völlig umgewandelt sind und auf den Trümmern des Schlechten das Gebäude des wahren Staats errichtet ist! Deshalb müssen sich die Weiber der großen öffentlichen Konspiration anschließen, welche, wo die Reform hinreicht, durch die Reform, und da, wo die Revolution nothig ist, durch die Revolution den Zustand der Menschheit zu verbessern trachtet. Und da eine gerechte Regelung der ökonomischen Verhältnisse nur denkbar ist durch eine wahre Demokratie, in welcher die Majorität der Leidenden ihre Interessen selbst in die Hand nehmen kann, so ist jedes Weib von Hause aus in die wahrhaft demokratische Partei verwiesen; und da die wahre Demokratie schwerlich irgendwo geschaffen werden wird ohne revolutionäre Bekämpfung der Gewalt- und der Geldherrschaft, so ist jedes Weib von Hause aus der revolutionären Partei zugewiesen.

„Es lebe die Revolution!“ heißt überall zugleich: Es lebe das Recht der Weiber!

13.

Die Freiheit und Revolution die Alliierte der Frauen.

Je größer, je ausgebildeter die wahre Freiheit der Männer ist, desto freier und günstiger wird natürlich auch die Stellung des weiblichen Geschlechts. Wenn nun auch die rechtliche Stellung derselben noch nirgendwo derjenigen des männlichen Geschlechts gleich ist, weil eben noch nirgendwo die ganze Freiheit zur Wahrheit geworden, so ist es doch schon wichtig, die Unterschiede in der Gestaltung des Loses der Weiber als Resultate der größeren oder geringerer Freiheit eines Volkes in Beispielen zu erkennen.

Stellen wir zu diesem Zweck Nordamerika den monarchischen Ländern entgegen. Im größten Theil Europa's sind die gesetzlichen Bestimmungen, welche die rechtliche Stellung der Weiber angeben, mitunter Ausflüsse offener Barbarei. Der Code Napoleon z. B. überliest die Weiber gänzlich den Lüsten der Männer, indem er verbietet, irgend eine Partnerschaft für uneheliche Kinder in Anspruch zu nehmen. Ueber die Frau aber hat der Mann volle Gewalt, sofern er sie mit Hilfe der Polizei an sein Haus fesseln kann, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Der Mann ist der Herr und Vormund über die Frau und ihre Kinder. Das preußische Landrecht nimmt sich zwar, durch die Früchte der Soldatenwirthschaft genötigt, der unehelichen Kinder in sofern an, als es Illuminationsklagen u. s. w. zuläßt; aber dafür gesteht es dem Mann das Recht zu, seine Frau durch „gelinde Züchtigungen“ daran zu erinnern, daß sie im Grunde nichts ist als seine Sklavinn.

Ueber solche Rechtsbegriffe ist man doch in Nordamerika hinaus, und wenn auch hier die Rechte der Weiber weder vollständig erkannt noch gewahrt sind, so spricht sich doch im geselligen Leben wie in den Gesetzen

Das Bewußtsein des Unrechts aus, das ihnen geschieht, oder das Bestreben, ihnen gerecht zu werden.

Die Aufmerksamkeit, welche die Amerikaner den Frauen im geselligen Umgang erweisen, ist weltbekannt. Aber ich bin weit entfernt, sie für etwas Anderes zu halten, als für eine konventionelle Abschlagszahlung auf vorenthalte Rechte. Sie ist größtentheils bloße Galanterie. Es gibt aber keine verdächtigten „Tugenden“ als die Frömmigkeit und die Galanterie. Hinter der ersten pflegt sich die Schurkerei, hinter der letzteren die Nötheit zu verbergen. Die Galanterie ist nichts Anderes als ein wohlfeiler Ersatz für eine wirkliche Anerkennung, deren Rechtmäßigkeit man mehr fühlt als zugibt; sie ist eine trügerische Demuth, wodurch man sich und Andere täuscht über die Annahmung, die sich dahinter verbirgt. Allein da sie eben so gut aus unklarer Anschaunung wie aus bewusster Annahmung hervorgeht, ist sie zugleich ein Beweis der Notwendigkeit oder der Neigung, den Frauen zukommen zu lassen, was ihnen gebührt.

Das Bewußtsein des Unrechts gegen die Weiber spricht sich ferner in der amerikanischen Gesetzgebung aus. Es ist sehr viel, daß die Männer den Weibern das Recht eingeräumt haben, ihnen die Gewissenlosigkeit dadurch zu verleidern, daß sie ein bloßes Eheversprechen als einen bindenden Vertrag in Anspruch nehmen können. Von der andern Seite aber zeigt diese Gesetzesvorkehr, daß man vom eigentlichen Wesen der Ehe keinen Begriff hatte, denn ein Verhältniß, das nur durch Requisition der Polizei zu Stande kommt, ist von vorn herein keine Ehe, sondern eine Zwangsanstalt, die nur Unheil erzeugen kann. Auch können solche Bestimmungen in der Regel nur unwürdigen Weibern zu gut kommen, die entweder das Selbst- und Ehrgesühl so weit verleugnen, daß sie einer Mann zwangsläufig an sich fesseln lassen, den keine Neigung zu ihnen hinzieht, oder die gemein genug sind, förmlich auf Eheversprechen zu spekulieren, um unter die Haube zu kommen. Ob nicht überdies die Berechtigung, durch bloße eidliche Versicherung ein Eheversprechen zu konstatiren, in moralischer Beziehung sehr bedenklich sei, diese Frage wird nicht schwer durch die Erfahrung zu beantworten sein*).

*) In Philadelphia soll vor einigen Jahren folgender interessante Fall eines Meinoids vorgekommen sein. Ein hübscher junger Mann wird vor den Richter geladen, um seine Erklärung über ein Eheversprechen abzugeben. Er erinnert sich nicht, ein solches Versprechen je gegeben zu haben. Der Richter aber stellt dasselbe außer Zweifel durch die eidliche Versicherung einer schönen Dame, mit welcher der junge Mann nach mehrfachen Ablehnungen endlich konfrontirt wird. Er hatte die Dame nie gesehen. Sie bestellt aber darauf, daß er ihr bei einem geheimen Rendezvous die Ehe versprochen habe, und bittet sich ihn als Ehemann aus. Der erstaunte Kandidat versichert, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit liefern den besten Gegenbeweis, denn es bedürfe des Zwanges nicht, um ihn zum Manne einer Frau zu machen, welche alle seine Wünsche zu erfüllen geeignet sei, und eben aus diesem Grunde werde er Glauben finden, wenn er darauf bestehne, sie nie gesehen zu haben. Die Dame hält sich indessen an ihren Eid und die Ehe wird sogleich geschlossen. Auf dem Heimweg gesteht die junge Frau ihrem Manne, seine Errscheinung habe schon längst ihre Liebe erregt, da sie aber keine Gelegenheit gefunden, seine Bekanntschaft zu machen, sei sie auf das verzweifelte Mittel verfallen, dieselbe mittelst eines Meinoids zu suchen. Jetzt, nachdem sie ihren Zweck erreicht, gebe sie ihm seine volle Freiheit wieder und sie werde, wenn er die Scheidung wolle, auf der Stelle einwilligen. Die Scheidung stand indeß nicht statt.

Die „Freiheit und Gleichheit“ muß nicht bloß in Bezug auf die Stände, sondern auch in Bezug auf die Geschlechter zur Wahrheit gemacht werden. Davon ist man auch in Amerika noch sehr weit entfernt. Namentlich sind die Ehe- und Scheidungsgesetze, wie wir oben gesehen haben, hier noch barbarisch genug. Allein die vorerwähnten Symptome, verbunden mit einzelne Bestimmungen, welche die Weiber theilweise von der ökonomischen Kontrolle der Männer emanzipieren, so wie die einzelnen Versuche, diese Emanzipation durch die Gesetzgebung zu erweitern (z. B. in Indiana), zeigen deutlich, wie weiten Vorsprung die Freiheit den amerikanischen Frauen schon vor den europäischen in rechtlicher Beziehung gesichert hat.

Den Hauptvortheil aber haben sie in der Agitationsfreiheit und in derjenigen Vorurtheilsoffigkeit voraus, welche ihnen gestattet, selbstthätig in das Werk ihrer Emanzipation einzugreifen, wie dies die Frauenkonventionen beweisen.

Allein mit dieser Freiheit ist es nicht genug. Die wahre Freiheit besteht nicht vaseitig in der sie umgebenden Wüste der Barbarei. Die Freiheit, wo sie auch auftaucht, steht im genauesten Zusammenhang, in steter Wechselwirkung mit allen andern Zweigen der Entwicklung und mit allen Weltzuständen. Es giebt kein beschränkteres Vorurtheil, als dasjenige, welches die amerikanische Entwicklung für unabhängig hält von der europäischen, die ihre Mutter ist. Das geht nicht bloß die Politiker, sondern auch die Frauen an. Ich rede nicht davon, daß die amerikanischen Frauen aus der Literatur Deutschlands und Frankreichs, aus den gründlichen Erörterungen der gesellschaftlichen und humanen Fragen in Europa eine unendlich reichere Ausbeute von Anschaunungen gewinnen können, als aus der beschränkten Literatur des materiellen Amerika. Aber ich möchte Ihnen namentlich klar machen, daß sie indirekt das größte Interesse daran haben, die Ideen, durch welche die deutsche und französische Literatur in den Köpfen geweckt worden sind, durch den Sieg der europäischen Revolution in That und Leben überzeugt zu sehen. Der Sieg der europäischen Revolution über die Barbarei und Finsterniß wird eine ungeheure Wirkung auch auf Nordamerika ausüben. Hat da drüber das Gewitter die Luft gereinigt, so wird auch im Westen manche Wolke vom Himmel der Humanität verschwinden. Die Welt hat sich noch nicht verkehrt und nach wie vor geht die Sonne im Osten auf, wenn auch die Umdrehung der irdischen Kugel vom Westen ausgeht.

Wie ich in einem früheren Artikel entwickelt, gibt der Mord im Großen, das Kriegshandwerk, den Hauptvorzug ab, auf den das männliche Geschlecht unbewußt oder bewußt sein Vorrecht vor dem weiblichen gründet. Was wird nun das Hauptresultat des Sieges der europäischen Revolution sein? Das Interesse der amerikanischen Frauen an diesem Sieg läßt sich durch eine kurze Reihe von Folgerungen klar machen.

Was begründet zunächst das Übergewicht der Männer und deren inhumane Überhebung über die Weiber? Wie wir gesehen haben, der Krieg, die Morderei im Großen.

Wer veranlaßt die Kriege mit allen ihren Folgen und Bestialitäten, und zu wessen Gunsten werden sie geführt? Zu Gunsten der Fürsten!

Was sieht die Fürsten in Stand, sich zu halten und Kriege zu führen, und was stumpt das Urtheil über die Verwerflichkeit des glorreichen Mordhandwerks fortwährend ab? Die stehenden Heere!

Wodurch wird man die Fürsten, den Krieg und die stehenden Heere in Europa abschaffen? Durch Einführung von Republiken!

Was wird die allgemeine Folge einer Republikanisierung Europa's sein? Friedliche Vereinigung der Völker und gegenseitige Entwaffnung!

Welches Land bietet bei dieser Entwicklung das größte Hinderniß als monarchischer und das entschiedenste Förderniß als republikanischer Staat? Deutschland!

Was folgt aus allem Diesem? Das große Interesse, welches die amerikanischen Frauen an der Erringung der deutschen Republik haben!

Also die Republikanisierung Europa's und speziell seines Mittelpunktes, Deutschlands, ist eine Angelegenheit, deren Resultate einen umwälzenden Einfluß auf die Zustände und Entwickelungen der ganzen Welt, namentlich Amerika's, haben müssen. Wird Amerika kriegsgerüstet bleiben müssen, wenn der Haupttheil der Welt republikanisiert, die Verbrüderung der Völker geschlossen und ihr Schicksal aus den Händen des rohen Kriegsgottes in die Hände eines friedlichen Völkerkongresses gelegt ist? Wird Nordamerika dann noch 2,000,000 Milizsoldaten bereit zu halten haben? Wird dann die Militairspielerie, welche in dieser Republik für die Männer die einzige Poesie des Volkslebens geworden zu sein scheint, noch einen Rückhalt haben? Werden nicht, wenn diese militairische Abteilung des Volksgeistes aufgehört hat, edlere Anschauungen und Bedürfnisse sich Bahn brechen? Ist nicht das Militairwesen die Stütze jeder Unfreiheit und die Folie für jede Röhheit? Röhheit aber ist das größte Nebel Nordamerika's. Diese Röhheit macht auch jedes wirkliche Volksleben und Volksfest unmöglich, wodurch die Frauen alle Gelegenheit verscherben, in offener Geselligkeit ihren Einfluß zu üben und sich Geltung zu verschaffen.

Doch, was die Hauptsache ist, die Erschütterung und Nachwirkung der europäischen Revolution würde in Amerika die Sklaverei zum Wanzen bringen und mit ihr bräche hier das Hauptbollwerk aller Röhheit, aller Unstättlichkeit, aller Inhumanität zusammen.

Diese Andeutungen werden weiter blickenden Frauen genügen, um es zu rechtfertigen, wenn ich geradezu erkläre:

1. die europäische Revolution ist die mächtigste Alliirte der Frauen Amerika's, wie der Frauen Europa's;
2. die Neutralitätspolitik ist die Alliirte der Reaction und die Feindin der Frauen.

14.

Die Republik der Zukunft.

Das Jahr 18... an das Jahr 1848, derzeit in Europa.

Liebe Mutter!

Aus deinem etwas mutlosen Briefe ersehe ich zu meinem Bedauern und Erstaunen, daß ihr trotz euren guten Anläufen euch noch immer mit den alten Vorurtheilen, den alten Fesseln, den alten Ungerechtigkeiten abquält. Du weißt nicht, wie schwer es ist, nach einem gemachten Fortschritt Diejenigen zu begreifen, die sich nicht entschließen können, ihn ebenfalls zu machen.. Ist das Alte, das Verstandlose, das Schlechte überwunden, so kommt uns diese Ueberwindung so leicht und natürlich vor daß wir nur Unfähigkeit oder bösen Willen hinter Denen zu suchen geneigt sind, welche nicht sofort nachfolgen. Daß du guten Willen genug hast, weiß ich. Soll ich dir denn Unfähigkeit zutrauen? Einem Kinde, das seine Fähigkeit erprobt hat, fällt es schwer, so ungünstig über seine Mutter zu urtheilen. Ich muß daher besondere Hindernisse voraussehen und in dieser Voraussetzung will ich die Einiges von den Einrichtungen und Zuständen berichten, deren wir uns erfreuen, um dich zur schleunigeren Nachfolge aufzumuntern.

Daß wir nichts von Kaisern, Königen, Adel, Ständen, Bürouakraten, Soldatenthum, Pfaffenwirthschaft, Geldherrschaft u. s. w. mehr wissen, wirst du wohl von vorn herein schon voraussehen. Es hat viel Anstrengung und Blut gekostet, alle diese Gift- und Wucherpflanzen aus dem Felde des Völkerlebens auszureißen, aber die Anstrengung hat sich reichlich gelohnt und unser öffentliches Leben steht jetzt da wie ein blühendes Fruchtfeld, in welchem nur hier und da noch ohnmächtiges Unkraut aufschließt.

Die Bahn zu unserem Glück mußte gebrochen werden durch furchtbare Kriege im Innern und nach Außen. Aber wir trafen das richtige Mittel der Hilfe, wir erkannten bald, daß wir nur durch Einigkeit und Konzentrierung unserer Gesammt-Kraft und unseres Gesammt-Willens, dann aber durch fühlige Maßregeln zum Ziel gelangen könnten, und diese Erkenntniß rettete uns. Die verschiedenen Völker legten für die Zeit des Kampfes ihre ganze Macht in die Hände kräftiger und ehrlicher Diktatoren, denen sie unbedingten Gehorsam leisteten. In der linken Hand die Palme und in der rechten das Schwert führten in erster Reihe die Diktatoren von Frankreich, Deutschland und Italien nach einem gemeinsamen Plan ein weltgerichtliches Regiment. Es herrschte die revolutionaire Gerechtigkeit. Sie entschied nach unbeugsamen Grundsätzen über Leben, Freiheit und Eigenthum aller Derer, welche die Völker bis dahin unter das Joch der Thrannei, der Verdummung und des Elends gebeugt oder beugen geholfen hatten. Es galt nur Ein Gesichtspunkt: der große Zweck! Von der einen Seite handelte es sich um Vernichtung oder Unschädlichmachung aller Feinde der Freiheit, der Humanität und des Völkerglücks, von der anderen um Sicherung der

positiven Bedingungen dieses Glücks durch Erziehung und ökonomische Mittel. Der Zweck der Revolution — das war es, wovor alle Rücksichten und alle Bedenken weichen mußten und wichen. Deshalb Energie, Konsequenz und System nach allen Seiten. Das Kriegsheer begleiteten zahlreiche, vom Staat angestellte Lehrer, welche jeden Ruhetag benutzen mußten, um jede Compagnie in eine Schule zu verwandeln, die ungebildete Masse mit nützlichen Kenntnissen zu versetzen und ihren Geist und ihre Gesinnung durch geeignete Vorträge im Sinne der Revolution zu veredeln. So verstanden wir selbst das Soldatenthum zu einer Schule der Menschlichkeit zu machen. Durch den ganzen Staat war eine Revolutionspresse organisiert, welche jeden einzelnen Bürger unentgeltlich zum Zeitungsleser mache und Einen Geist, Einen Sinn, Einen Willen durch das ganze Volk verbreite. Jeder Ort hatte seine Freischule, in welcher Alles, was nicht reingegenständlicher Natur war, vom Standpunkt der Ideen der neuen Zeit gelehrt werden mußte. Wir begriffen, daß, wenn es selbst der Reaktion gelingen konnte, gegen die Natur der Dinge das Volk zu erziehen, es um so eher der Revolution gelingen mußte, daßselbe in Uebereinstimmung mit der Natur systematisch auf den rechten Weg zu leiten. So geschah es, daß in wenig Jahren die meisten alten Vorurtheile vernichtet waren, daß die Finsterniß aus den Köpfen verschwand und die neue Generation wie ein wiedergeborenes Geschlecht emporwuchs. Und die ökonomischen Mittel zu Allem bot das ungeheure Vermögen an Geld und Land, welches den zahllosen Tyrannen und Blutsaugern abgenommen wurde, die bis dahin das Volk geflechtet und ausgebeutet hatten. Das Vermögen, welches den Fürsten, den Pfaffen und Aristokraten wieder entrissen wurde, reichte hin zur Sicherung aller Kosten, welche die Kriege und neuen Staatseinrichtungen erfordernten, und lieferte überdies die Mittel zur Versorgung der Hülfsbedürftigen und zur Schaffung von Existenzquellen für Diejenigen, denen nur Arbeit und Brod gefehlt hatte, um Menschen zu werden. Das Staatsvermögen, tausendfach vergrößert durch die Wiedereroberung des dem Volke entrissenen oder vorenthaltenen Reichthums, bildete von nun an den festen Stock für die Bedürfnisse des Staats und mit Hülfe progressiver Besteuerung wurde jede fernere Last für das Volk entbehrlich gemacht.

Sobald die Diktatur unnötig wurde und das Volk in die Bahn des neuen Lebens eingelenkt war, konstituierte es seinen Staat demokratisch nach dem Willen und den Bedürfnissen der Mehrheit. Und von diesem Staat will ich dir mit wenigen Zügen ein Bild entwerfen.

Unsre Errungenschaften lassen sich hauptsächlich auf Zweierlei zurückführen: die Freiheit und die Ökonomie.

Was die Freiheit betrifft, so ist die unsige kurz mit den Worten bezeichnet: wir kennen keinen andern Zwang mehr, als den wir uns selbst aus gegenseitigen Rücksichten und stolchen Motiven nach Überzeugung auflegen. Unser Staatsleben prägt sich zunächst in den Gemeinden aus, in welchen das Volk wie in großen Familien seine nächsten Angelegen-

heiten, gleichsam seine staatliche Häuslichkeit, nach Mehrheitsgeschlüssen ordnet. Die Gemeinderegierung ist eingerichtet wie die Staatsregierung. Die allgemeinen Staatsangelegenheiten werden in einer einzigen permanenten Kammer abgemacht. Die Mitglieder dieser Kammer sind auf Widerruf gewählt. Sobald sie die erhaltenen Instruktionen nicht befolgen oder sonst gegen den Willen ihrer Wähler stimmen, werden sie nach Hause gerufen und durch Andre ersetzt. Die Kammer wählt aus ihrer Mitte ein Ministerium, das ihre Beschlüsse ausführt. Es gibt also keine besondere Exekutivewalt. Die Kammer ist der Ausdruck des Volkswillens und das Ministerium der Ausdruck des Kammerwillens. So ist unsre Regierung möglichst einfach und eine möglichst direkte Regierung des Volkes selbst. Auf die Staatseinrichtung früherer Republiken sehn wir zurück wie auf mittelalterliche Antiquitäten. Die republikanischen Präsidenten, von denen man früher so viel Wesens mache, erscheinen uns nur als umkleidete Könige, als Könige im Trac, und die Senate, die man früher als ein Produkt staatsmännischer Weisheit ansah, erscheinen uns in schlimmerem Lichte als das englische Oberhaus und die französische Pairskammer.

Von Militair wissen wir nichts mehr und es gibt kein weibliches Wesen unter uns, welches sich nach den faulenzen und geistlosen Männern mit den bunten Röcken zurücksehnte. Wenn unter uns ein Mann in Uniform erschiene, er würde für mehr als für einen Fastnachtsnarren gehalten werden. Das einzige Militair, von dem wir noch hören, befindet sich an der asiatischen Grenze, wo es die Polizei gegen die immer mehr sich verlierenden Barbaren bildet. Es ist zusammengesetzt aus solchem Volk, welches nur existiren will, um todzuschließen und todgeschossen zu werden.

Die Worte Pressefreiheit, Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit u. s. w. kommen bei uns gar nicht mehr vor, weil das, was sie bezeichnen, uns so natürlich geworden ist, daß wir es eben so wenig besonders zu wahren haben, wie z. B. Athemfreiheit, Spazierfreiheit und dergleichen. Auch ist das Volk jetzt so aufgeklärt, daß es die unsinnige Möglichkeit, der menschliche Geist könne etwas ihm selbst Gefährliches produzieren, gar nicht mehr annimmt. Kurzum, der Mensch und der menschliche Geist hat bei uns aufgehört, sich vor sich selbst zu fürchten. Das ist der Ausdruck der wahren menschlichen Freiheit. Und mit dieser Freiheit ist auch die Befreiung von jeder übermenschlichen Autorität errungen, welche der Mensch früher schuf und benutzte, um sich in ihrem Namen vor sich selbst zu ängstigen. Glaube, Theologie und derartige Antiquitäten dienen bei uns höchstens als Stoff für Komödien, in denen der Herrgott eine sehr possirliche Figur spielt.

Was die Ökonomie betrifft, so haben wir es jetzt zu jenem Kommunismus gebracht, welcher allein vernünftig ist und darin besteht, daß Staat und Gemeinde alle diejenigen Anstalten und Einrichtungen, welcher jeder Einzelne zur Existenzbegründung, zur Ausbildung, zur Vered-

lung und zum Vergnügen bedarf, die er sich aber nicht selbst schaffen kann, aus allgemeinen Mitteln gründet und unentgeltlich darbietet, so daß der Einzelne nicht in seiner individuellen Welt und Entfaltung beeinigt, sondern vielmehr durch Alles gefördert wird. Zu jenen allgemeinen Anstalten und Einrichtungen rechnet ihr höchstens Landstrassen, öffentliche Pumpen, Promenaden, hier und da ein Lazareth und dergleichen. Wir aber haben außer allem Diesem schon freie Schulen in jedem Fach der Wissenschaft, Kunst und Industrie, freie Theater, große Kunsthallen, Bibliotheken, Museen und Lesekabinets, prächtige Parks, freie Benutzung der Posten und Eisenbahnen, freie Wasserleitungen durch alle Wohnungen, freie Gasbeleuchtung der Straßen und Häuser u.s.w.*)

Du wirst fragen, woher wir die Mittel nehmen, die Kosten für alle diese Einrichtungen zu bestreiten? Die Hauptmittel erhielten wir, wie schon erwähnt, in dem ungeheuern Staatsvermögen, welches in der großen Revolution den Fürsten, Pfaffen und Aristokraten abgenommen wurde. Dieser Alt einer welthistorischen Gerechtigkeit machte den Staat mit einem Schlag zum Eigenthümer seines halben Grundgebiets. Hierzu kommen die enormen Ersparungen, welche durch die Vereinfachung der Staatsverwaltung und die direkte Beteiligung des Volks herbeigeführt werden. Sodann erheben wir, was noch fehlt, an progressiven Steuern, und endlich ist es bei uns Gebrauch, daß sich die Bürger an gewissen Tagen vereinigen, um durch gemeinsame Arbeit die allgemeinen Anstalten zu Stande zu bringen. Es ereignet sich nicht selten, daß bei uns ein Flusdamm, ein Park, eine Eisenbahn, an denen man früher Jahre lang, arbeitete, durch abwechselndes Handanlegen der ganzen Bevölkerung in ein Paar Wochen oder Monaten zu Stande kommt. Solch allgemeines Handanlegen kannte man bei euch höchstens beim Brandlöschchen oder bei der Kriegsführung. Wir aber erkennen, daß nicht bloß zum äußern Schutz, dessen wir in der Verbrüderung der Völker gar nicht mehr bedürfen, sondern auch zur inneren vervollkommenung des Staats Jeder das Seine beitragen muß, und es gibt Niemanden, der sich dessen weigert.

Nothleidende gibt es bei uns nur durch Selbstverschulden. Wer arbeiten kann, findet bei uns im öffentlichen Verkehr oder durch die Staats-einrichtungen stets Gelegenheit zum Erwerb der Mittel seiner Erhaltung, die ihm um so leichter wird, je weiter die allgemeinen Anstalten ausgebildet sind. Die Unbemittelten haben fast überall freie Wohnung, und Steuern bezahlen sie nicht. Wer arbeitsunfähig und dabei mittellos ist, wird auf allgemeine Kosten erhalten.

*) Bei dieser Gelegenheit erwähne ich, daß bei uns diejenigen Gebäude, die ihr früher Kirchen nannten, meistens zu Theatern, zu Kunsthallen, zu Lokalen für öffentliche Vorträge zur sittlichen Veredelung, dann aber auch zu Anstalten für öffentliche Vergnügungen eingerichtet sind. Unsere Religion besteht in einem freien, frohen, geistig und sittlich veredelten Menschenthum, dem kein außermenschlicher Zweck bekannt ist, für welchen es sein Glück zu opfern hätte. Es macht einen elektrisirenden Eindruck, wenn man, statt zur Messe, jetzt zum Theater, zum Konzert, zu öffentlichen Vorträgen u. s. w. läutet hört, oder wenn unsere außerordentlich vervollkommeneten Orgeln statt eines Kirchhoforatoriums einen Marsch, eine Galoppade oder eine Polka anstimmen.

Was dich aber am Meisten überraschen wird, ist die Nachricht, daß bei uns die Frauen ökonomisch durchaus selbstständig sind, daß sie selbst ihre Existenz gründen. Um dies zu erreichen, hat der Staat in der ersten Zeit bedeutende Opfer gebracht. Eine Menge Frauen, die sich durch Förderung der Revolution, durch Verbreitung der Aufklärung, durch Propaganda gegen Fürsten, Pfaffen u. s. w. oder sonst als Wohlthäuterinnen der Gesellschaft hervorgethan hatten, erhielten zur Auszeichnung wie zur Unterstützung für ihre ganze Lebenszeit förmliche Staatspenstellen. Den Uebrigen wurde möglichst auf dem Wege der Gesetzgebung nachgeholfen. So z. B. erhielten von Erbschaften die Töchter größere Anteile, als die Söhne, ja unter gewissen Verhältnissen, z. B. wenn beim Tode des Erblassers die Söhne selbstständig waren, erhielten die Töchter das Ganze.

Dies Alles waren übrigens nur Uebergangsmittel. Jetzt sind wir so weit, daß fast alle Frauen durch Erziehung, Staatsanstalten und Verkehr in Stand gesetzt werden, mittelst eigener Thätigkeit sich zu erhalten, ohne sich von den Männern ernähren zu lassen und dadurch von ihnen abhängig zu werden. Durch diese ökonomische Selbstständigkeit haben die Frauen in rechtlich-sittlicher Hinsicht eine ganz andere Stellung gewonnen. Die Männer betrachten sie nicht mehr als Wesen, zu denen sie sich herablassen, wenn sie sie zu Haushälterinnen machen, und die nur ihre Bestimmung erfüllen, wenn sie als Werkzeuge sinnlicher Lust gemäßbraucht werden. Seitdem die Frauen sich nicht mehr verkaufen müssen, sei es als Maitressen oder als Haushälterinnen, haben die Männer gelernt, sie als freie Menschen zu achten und sich ihrer Liebe würdig zu zeigen. In politischer Hinsicht sind die Frauen einstweilen vertreten durch besondere Kommissionen und Tribunen, welche bei der Gesetzgebung konkurriren und die Rechte des weiblichen Geschlechts zu wahren haben.

In Bezug auf die Erziehung, die Ehe u. s. w. bestehen bei uns folgende Einrichtungen:

Bis zum fünften Jahre bleiben die Kinder in der Regel bei ihren Eltern. Es ist Sitte, nicht Zwang, sie alsdann den öffentlichen, ohne Entgeld Allen zugänglichen Erziehungsanstalten zu übergeben, welche in jeder Gemeinde bestehen. (Andere Anstalten, deren Existenz nicht durch die Bedeutung oder das Bedürfniß der einzelnen Gemeinde gerechtfertigt ist, existiren für mehrere Gemeinden gemeinschaftlich.) Die verschiedenen Erziehungsanstalten, welche den täglichen Verkehr der Eltern mit ihren Kindern gestatten, richten sich nach dem Alter und Geschlecht der Böllinge, später theilweise nach deren Berufsfach. Aber Allen ohne Unterschied ist Gelegenheit zur Ausbildung in allen Fächern gegeben, und namentlich wird in Bezug auf Sitte, Gesundheit u. s. w. nichts verabsäumt. Das ganze Erziehungssystem ist darauf berechnet, eine körperlich, geistig und sittlich gesunde Jugend heranzubilden, der die Freiheit nur die Luft und den Raum darbietet zur Entfaltung eines schönen, unbefangenem, echt humanen Menschenthums. Was die Erziehung der Mädchen be-

trifft, so dient deren Bestimmung, als Gattinnen und Mütter zu lieben und geliebt zu werden, zur Hauptrechtschnur. Alles, was sie zu Schmetterlingsnaturen und Koketten machen könnte, wird fern gehalten, dagegen werden ihnen diejenigen Kenntnisse beigebracht und diejenigen Eigenschaften in ihnen ausgebildet, welche ihnen im Auge der Männer einen dauernden Reiz verleihen können. Nichts wird übrigens dabei mehr vermieden, als Anleitung zur Prüderie. Bei uns würde es als Verbrechen gelten, dem Menschen Scheu vor dem Menschlichen einzuflößen. Es fällt bei uns keinem Weibe mehr ein, daß Liebe eine Sünde sei; aber alle sind darauf bedacht, in edler Weise zu lieben und gleicher Liebe würdig zu sein.

Bei Besprechung der Erziehung muß ich der auffallenden Erscheinung erwähnen, daß sich bei uns die Generation auch äußerlich von Tag zu Tag veredelt und verschönert. Dies röhrt nicht bloß daher, daß Alles eine gesicherte Existenz und gesunde Nahrung hat, auch nicht bloß daher, daß die frühere Sittenlosigkeit verdrängt ist, es röhrt eben so sehr von der öffentlichen Erziehung und von den Eindrücken der Heiterkeit und Schönheit her, welche das Volk durch die zahlreichen Kunstanstalten und öffentlichen Anlagen aller Art fast bei jedem Schritt empfängt. Alle unsere Promenaden sind mit Statuen ausgezeichneter Männer und Frauen und mit den edelsten Gestalten der Mythologie geziert. An jeder Straßenecke steht die Büste eines Apoll, einer Venus u. s. w., so daß der Blick des Volkes überall durch Erscheinungen der Schönheit, und durch erhebende Gestalten gefesselt wird. Jene wüsten, widerwärtigen, ekelregenden Bilder oder Frahen, womit früher die Pfaffen den Geschmack des Volks in den Kirchen tödten und schon die ungeborne Generation durch den Anblick der hoffenden Mütter verunstalteten, würden uns vor kommen wie Göthenbilder afrikanischer Wilden oder wie Nachbildungen untergegangener Thiergelechter.

Haben in den Erziehungsanstalten die Zöglinge ein gewisses Alter erreicht und zugleich die Fähigkeit dargethan, ihre Existenz zu gründen, so erhalten sie, die Zöglinge wie die Jungfrauen, die Erlaubniß eine Ehe zu schließen. Du glaubst nicht, liebe Mutter, welcher Sporn zur Thätigkeit in dieser Aussicht für die jungen Leute liegt. Gewöhnlich sind die Mädchen mit 18 Jahren und die jungen Männer mit 20 Jahren verehelicht und es ereignet sich selten, daß eine übel bestandene Prüfung es nötig macht, die Frist der Verehelichung noch hinauszuschieben. Die Gelegenheit, sich kennen zu lernen, erhalten die jungen Leute meistens bei den öffentlichen Spielen, in den Versammlungslokalen und den Kunsthallen.

In vielen Gegenden hat man die Sitte eingeführt, daß die ehfähigen Mädchen eine grüne, die Verehelichten eine rothe und die Wittwen oder Geschiedenen eine schwarzrothe Schleife im Haar tragen. Geschwängerte, auch wenn sie nicht förmlich verehelicht sind, tragen die rothe Schleife, denn bei uns sieht Niemand voraus, daß ein Weib anders als

aus Liebe sich mit einem Manne eingelassen, und hatte ein solches Verhältniß keine dauernde Verbindung zur Folge, so nehmen wir an, daß das Paar nicht zu einander gepaßt und sich wieder geschieden hat. Bei uns würde Jeder der öffentlichen Verachtung verfallen, der ein Weib so weit erniedrigte, daß er glaubte, sie könne durch Prostitution oder sonst in liebloser Hingabe zur Mutter werden.

Die Verehelichung geschieht einfach durch Anzeige der beiden Liebenden an die Gemeindebehörde, unter Feststellung des beiderseitigen Vermögens. Jeden Sonntag werden öffentliche Hochzeitfeiern für die in der vergangenen Woche Verehelichten veranstaltet, bei welchen sich Alt und Jung bestrebt, sie zu erfreuen und zu ehren. Die Verehelichten vereinigen ihre Namen, so daß derjenige der Frau dem des Mannes angehängt wird.

Ob die Verehelichten beisammen oder getrennt wohnen wollen, ist ihnen in der öffentlichen Meinung völlig freigestellt.

Die Scheidung erfolgt, wie die Verehelichung, durch einfache Anzeige, welcher der Alt über die Vermögensauseinandersetzung beigefügt ist. Mit der Scheidung der Personen ist auch die Scheidung des mitgebrachten Vermögens ausgesprochen. Das während der Ehe gemeinschaftlich Erworrene wird getheilt, wenn die Eheleute nicht vorher andere Bestimmungen getroffen haben. Uebrigens kommen bei uns nicht so viel Scheidungen vor, wie bei euch, und sie gehen stets friedlich und ohne Ge hässigkeiten von Statten. Wo man den Mut der Freiheit hat, ist man auch human genug für den weisen Gebrauch derselben.

Sind bei der Scheidung Kinder vorhanden, welche noch nicht den öffentlichen Anstalten übergeben werden können, so gehören, wenn nicht eine besondere Einigung es anders bestimmt, die Knaben zum Vater, die Mädchen zur Mutter. Wird aber auf diese Weise die Sorge ungleich vertheilt, so muß diese Ungleichheit vom andern Theil durch Unterstützung ausgeglichen werden.

Diese kurzen Notizen werden genügen, um dir einen Begriff von unseren Gesellschafts- und Geschlechts-Verhältnissen zu geben. Unglückliche Ehen sind uns unbekannt, denn die Scheidung kommt dem Unglück zuvor; die glücklichen aber — und sie geben sich durch ihre Dauer zu erkennen — mehren sich von Tag zu Tage. Sie vermehren sich in demselben Verhältniß, in welchem die neue Erziehung wirkt und die Gewohnheit früherer Zustände, wo die Männer in roher Begierde nur dem Wechsel nachjagten, sich verliert. Und, was dich gewiß besonders freuen wird, bei uns bleibt selten ein Weib unverehelicht, und wäre es von der Natur noch so sehr vernachlässigt. Das Sprichwort „Jeder Topf findet seinen Deckel“ bewährt sich auf überraschende Weise, und die „alten Jungfern“, diese Unglücklichsten der Sterblichen, sind bei uns vollständig abgeschafft.

Uebrigens will ich dir nicht verschweigen, daß wir mitunter noch mit alten Nebeln, namentlich mit den Nachwirkungen der Prostitution, zu kämpfen haben, wenn auch die öffentliche Moral diesen Zustand nicht mehr

anerkennt. Die Nachwirkungen früherer Zustände des sozialen Lebens können sich nicht über Nacht verlieren, und die Freiheit des Verkehrs gestattet bei uns nicht, die vom Auslande noch eindringenden bösen Elemente alle abzuwehren. Die Entwicklung schließt sich so wenig durch Kontinente wie durch Nationen ab, und die ungeheure Erleichterung der Kommunikation zieht in die Mittelpunkte der Zivilisation beständig dieselben Elemente herein, welche, indem sie ihr entgegengesetzt sind, zugleich von ihr veredelt werden: Nachdem Europa über sich selbst gesiegt hat, muß es in der näheren Verbindung mit Asien und Afrika den Entwicklungsprozeß der Menschheit fortsetzen. Namentlich aus Russland und der Türkei finden sich mitunter unistliche Zugsvögel bei uns ein. Doch sie werden gewöhnlich auf eine humane Weise eingefangen und von unseren Frauen in besondern Anstalten gebildet, worauf sie später den Zustand der Entwürdigung mit einem Eheverhältniß zu vertauschen pflegen.

Hiermit, liebe Mutter, will ich für heute schließen. Ich habe dir keinen verschönernden Roman, sondern nur eine möglichst einfache Darstellung liefern wollen. Erfülle recht bald meine Sehnsucht nach unserer Vereinigung. Raffe dich auf und bringe nicht bloß die Arme deiner Männer, sondern auch die Herzen deiner Frauen in Bewegung. Verkündige meine Mahnung der ganzen Welt und lasz ihren Ruf erschallen bis zum Ohio und Mississippi. Erst die ganze Welt in Waffen und alle Herzen in Glut, dann Friede für alle Völker und Glück für alle Menschen!

Deine liebevolle Tochter

18 . .

15.

S ch l u ß.

Die Weiber im Allgemeinen machen sich zu Sklavinnen der Mode, sie leben am Tand und begeistern sich für tausend Nichtigkeiten. Um den Weibern im Allgemeinen zu gefallen, muß man ein Mann ohne Geist und Herz sein. Die Weiber im Allgemeinen — doch wozu sollen wir von allen diesen Dingen reden? Ich übergehe sie um so lieber, da sie meistens mit den Hauptübeln zusammenhangen, die oben beleuchtet worden. Diese Beleuchtung, die kritische und reformatorische Ueberschau über die bestehenden Hauptübel, über ihre Ursachen, ihren Zusammenhang und die Mittel der Abhülfe, das war es allein, worauf es ankam.

Die Leserinnen haben sich durch diese Ueberschau überzeugen müssen, daß ihre Unterdrückung, ihre Abhängigkeit, ihre Erniedrigung begründet ist
in der Gewaltherrschaft,
in der Geldherrschaft und
in der Pfaffenherrschaft.

Es muß ihnen also klar sein, daß sie auf eine Besserung ihres Loses nicht rechnen können, bevor

die Freiheit und das Recht aller Menschen errungen,
die Existenz aller Menschen sicher gestellt und

das Wesen und die Würde aller Menschen anerkannt ist in reinmenschlicher Anschauung.

Von diesen drei Punkten hängt Alles ab, was sie sein und wünschen können: ihre Freiheit, ihr Recht, ihre Würde, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr eheliches Glück, ihre Liebe, ihre Erziehung, ihr Alles.

Diese drei Punkte genügen also auch, um den Weibern die wahre Richtschnur anzugeben für ihre Antipathie und Sympathie, ihren Haß und ihre Liebe. Aller Despotismus mit seinen Gehülfen, alle Vermögensaristokratie mit ihren Repräsentanten, aller Glaubensunsmuth mit seinen Pfaffen sei dem Haß und Abscheu des weiblichen Geschlechts empfohlen; die Freiheit mit ihren Kämpfern, der Sozialismus mit seinen Aposteln, die Vernunft mit ihren Trägern appelliren an die Liebe und Theilnahme aller richtig denkenden und edel fühlenden Weiber, deren Streben, deren Interesse, deren Glück, deren Zukunft ja nur in der Bahn jener revolutionären Motoren liegt.

Mögen sie euch zulächeln, euch locken und euch schmeicheln, jene glänzenden Despoten, jene dustenden Sklavenhalter, jene bunten Soldaten, jene glatten Diplomaten, jene stolzen Geldherren, jene kriechenden Pfaffen — wendet ihnen den Rücken, stoßt sie von euch mit Verachtung und schwört ihnen den Haß der Vernichtung, denn sie sind die Schöpfer eurer Sklaverei, die Väter eurer Schande, die Lehrmeister eurer Erniedrigung. Nur freie Männer sind eure Freunde und nur mit der Aera voller Freiheit und Gerechtigkeit bricht für euch der Morgen eures wahren Daems an.

Machtlos und erniedrigt, wie ihr bisher gewesen, könnt ihr Macht und Ansehen erlangen von dem Augenblick an, wo ihr mit der richtigen Erkenntniß eurer Zwecke den ernsten Willen verbindet, ihnen zu dienen. Eure zarten Hände sind tausendfach im Stande, wirksam einzugreifen in den Gang der Dinge und in die Handlungen der Menschen, wenn ihr sie nur unter das Gebot eures Hasses und Eurer Liebe stellt und wenn ihr haßt was schlecht und liebt was recht ist. Ihr könnt feuern und ihr könnt abschrecken; ihr könnt belohnen und ihr könnt bestrafen; ihr könnt Kränze und ihr könnt Dornenkronen flechten. Das Weib ist Jungfrau — es stoße den Bewerber zurück, wenn er sich nicht ausweist als einen Diener der Freiheit. Das Weib ist Gattin — es lasse den Gatten im Stich, wenn er die Sache der Freiheit verläßt. Das Weib ist Mutter — es nähere seine Kinder mit der Milch der Freiheit und entflamme bei Zeiten den Haß der Scherkerei in ihren Herzen, daß der Dolch des Harmodios und Aristogeiton das Spielzeug ihrer Jünglingsjahre werde.

Blickt euch um in Europa! Es liegt niedergetreten wie nie unter dem Fuße Derer, in deren Augen euer ganzes Geschlecht nichts ist als eine Heerde von Mägden und Huren, unter dem Fuße Derer, welche euch peitschen lassen unter dem Galgen, woran eure Gatten und Söhne hangen. Was wird eure Zukunft sein, wenn in den bevorstehenden Kämpfen

diese Menschen abermals Sieger bleiben? Dass ihr euch auf den Leichen eurer Freunde verzweifelt müsst umklammern lassen von den Klauen Viehischer Kosaken! Und die Pfaffen werden dabei stehen mit ihrem Kreuz und eure Verzweiflung grinsend einsegnen im Namen des „Allmächtigen“, wie sie den Segen gesprochen haben über die peitschenschwängenden Henker eurer Gatten und Söhne.

Blickt euch um in Amerika! Es geht der Zeit entgegen, welche dieser ganzen Republik den Stempel der Sklaverei aufdrücken soll im Namen der „Demokratie“. Und was wird eure Zukunft sein, wenn diese Sklavenhalterdemokratie nicht gebrochen wird? Dass das Gift der Korruption alle sittliche Begriffe zerfrißt und die Wuth der Rohheit alle sittliche Bande zerreißt; dass die Ausbeutung vollens das Recht des Stärkern, die Erniedrigung vollens das Gesetz des Schwachen wird; dass Gewalt Alles beherrschen und Geld alles kaufen lehrt; dass Anerkennung des Menschenrechts zur Narrheit und Geltendmachung der Humanität zum Hochverrath wird; dass der Maßstab der Sklavenhalter jedes Interesse misst und das Interesse an euch kein andres mehr sein kann als in Europa: ihr werdet eine Heerde von Sklavinnen und Huren werden! Und die Pfaffen werden dabei stehen mit ihrem Kreuz und eure Erniedrigung grinsend einsegnen im Namen des „Allmächtigen“, wie sie die Sklaverei eingesegnet haben unter der Autorität der Bibel.

Muß man euch jetzt noch sagen, was ihr lieben und was ihr hassen müsst in Amerika wie in Europa?

Die Reaktion hat überall drei Spiken: die Gewalt, die Geldherrschaft, das Pfaffenthum; die Spiken der Opposition heißen: Freiheit, ökonomische Unabhängigkeit, Vernunft. Die Spiken der Reaktion sind stets die rechten Zielpunkte für den Hass, die Spiken der Opposition stets die rechten Zielpunkte für die Sympathie der Weiber. Denkt als der schwächste Theil sind sie stets diejenigen, welche der Sieg der Reaktion fortwirkend am verderblichsten trifft, und als der rechtloseste Theil sind sie stets diejenigen, welche in der radikalsten Opposition den meisten Vorschub für ihr Interesse finden.

In Europa ist es die rothe Fahne, in Amerika ist es die Fahne der freien Demokratie, welche den Zug anführt in die Zeit, wo das freie Weib stolz sich freuen kann an der Seite des freien Mannes. Auf dem Grab der Tyrannen blüht eure Freiheit, auf dem Ruin der Sklavenhalter er steht einer Recht. Also folgt der rothen Fahne in Europa und der Fahne der freien Demokratie in Amerika!

Nicht für uns allein, nein für euch selbst ist es, ihr Weiber, wenn ihr dem Rufe der Zeit folgt, welcher euch sagt:

Das weibliche Geschlecht muß in die Reihen der Revolution treten, denn es handelt sich um die Revolution der Menschheit.

